

KOLUMNE



Urbanität – die falsche Perspektive im Dickicht der Städte?

Lokalismus und lokale Autonomie haben einen festen Platz im ökologischen Konzept der Dezentralisierung und allenthalben in den neuen sozialen Bewegungen. Die Organisation des gesellschaftlichen und politischen Lebens von unten wird als die einzig legitime und mögliche Form angesehen, weil sie herrschaftsfrei zu sein verspricht.

Diese Auffassung ist so weit verbreitet, daß es hier genügen muß, sie anzudeuten: Nähe, Vertrautheit, Ungezwungenheit, Authentizität werden der Distanziertheit, Gleichgültigkeit, dem Gekünstelten entgegengesetzt.

Tatsächlich wird aus distanzierendem, gleichgültigem, stilisiertem Verhalten eine unsichtbare Mauer oder eine Maske aufgebaut. Sie gilt im Rahmen der angedeuteten Gegensätze als verbreitetes, herrschaftliches Hindernis der sozialen Kommunikation. Schauplatz wirklicher sozialer Kommunikation sei der Ort, an dem es keine distanzierenden, gleichgültigen, ritualisierten Verhaltensformen gebe, nämlich das überschaubare Quartier, das Dorf in der Stadt, zumindest die kleine, soziale und ökologische Nische.

Unsichtbare Mauern zwischen Mensch und Mensch sind Produkte von Macht und Herrschaft. Sie dienen Herrschaftszwecken, schränken die Freiheit des Einzelnen ein, entfernen ihn von seiner wahren, ursprünglichen Natur. Dies hat sie den Romantikern schon immer verdächtig gemacht.

Entfremdung und Distanz sind wesentliche Voraussetzungen für die Bildung gesellschaftlichen Bewußtseins, aber dieses Bewußtsein dient den Macht- und Herrschaftsverhältnissen („Dialektik der Aufklärung“). Die ambivalente Funktion – gesellschaftliches Bewußtsein ist auch gesellschaftlichen Veränderungen vorausgesetzt – kann aber kein Grund sein, lieber gleich ganz auf das Bewußtsein zu verzichten, statt sich auf die Widersprüche einzulassen, mit denen es geschlagen ist.

Die Einebnung der Dialektik von Herrschaft und Aufklärung führt zur Verwechslung von Nähe, Unmittelbarkeit, Betroffenheit mit der einzig möglichen Voraussetzung für Solidarität und Identifikation. Diese Verwechslung hat Tucholsky in ihrer sentimental Ignoranz mit seinem Couplet „Augen in der Großstadt“ treffend parodiert. In der letzten Strophe verweist er mit klassenkämpferisch-pathetischem Gestus auf die historische Perspektive von Urbanität und auf den Preis, der für die Ignoranz zu zahlen ist:

„Du mußt auf deinem Gang
durch Städte wandern;
siehst einen Pulsschlag lang
den fremden Adern.
Es kann ein Feind sein,
es kann ein Freund sein,
es kann im Kampfe dein
Genosse sein.
Es sieht hinüber
und zieht vorüber ...
Zwei fremde Augen, ein kurzer
Blick,
die Braue, Pupillen, die Lider.
Was war das?
Von der großen Menschheit ein
Stück!
Vorbei, verweht, nie wieder.“⁽¹⁾

Die verbreitete Sehnsucht nach Unmittelbarkeit, Direktheit, persönlicher Offenheit stützt sich auf die heutige Erfahrung, daß persönliche Betroffenheit den Blick zunächst für unterdrückte eigene Interessen schärft und auf diese Weise repressive Verhältnisse exemplarisch als notwendig zu verändernde erkennbar macht. Das eine ergibt sich aber nicht so notwendig aus dem anderen, wie es der Betroffenheitsideologie scheinen mag.

Praktische Versuche, die Wiederaneignung der Stadt auf Nähe, Vertrautheit, Offenheit und das Netz persönlicher Beziehungen zwischen Nachbarn zu gründen, stoßen schnell an die Grenzen politischer oder gruppenegoistischer Borniertheit, sofern die gesellschaftliche Atomisierung der Subjekte dieses Netz nicht schon zerschlagen hat. Der Entdecker des Dorfes in der Stadt, *Herbert Gans*, für ihn der wahre Ort modernen städtischen Lebens, hat feststellen müssen, daß die städtischen Dorfeinwohner nicht in der Lage waren, den Angriff von Stadtbau und Stadterneuerung auf ihr Dorf abzuwehren. Das lokale Netz persönlicher Beziehungen, in dem sie sich lange gut aufgehoben fühlten, hielt sie, nach Gans' Einsicht, zu sehr gefangen, um in der gemeinsamen Notlage Bündnispartner außerhalb ihres Ghettos ohne Mauern zu finden. Aber auch besser angepaßte Nachbarschaftsgruppen, die ihre gemeinsamen Interessen erfolgreicher verteidigen, bilden in der Regel keine neue politische Kraft für Ziele, die über ihren Gruppenhorizont hinausweisen. Sofern dieser Anspruch überhaupt aufgestellt wird, bringt ihn die innere Dynamik der Nachbarschaftsgruppe leicht zum Scheitern. Auf diese Weise erfüllt sich die Idiotie des Quartierslebens.

Die Forderung einer Initiative ist keineswegs selbstverständlich, die auf gemeinsame Interessen der Initiative mit Unmittelbarkeit nicht Betroffenen zielt, z.B.: „Kein AKW in XYZ und auch nicht anderswo!“ Daß es gleichwohl möglich war, das St.-Florians-Prinzip so explizit und strikt abzulehnen und sich mit den Interessen der unmittelbar nicht Dazugehörigen zu identifizieren, scheint letztlich doch noch die Strategie zu bestätigen, nach der die Zentren von der Provinz aus zu erobern sind.

Der genannte Fall beweist jedoch gerade das Gegenteil. Er zeigt nämlich,

1. daß es möglich, richtig und notwendig ist, die unmittelbare Betroffenheit vom drohenden Verlust physischer und sozialer Lebensgrundlagen zu überwinden, besser: zu transzendieren.

2. Der Fall AKW-Bewegung zeigt außerdem, daß es bestimmte soziale Bedingungen für die Transzendenz geben muß, die gerade nicht aus der Idiotie des Ghettodaseins erwachsen, sondern nur außerhalb derselben bestehen.

3. Und aus diesem Beispiel geht schließlich hervor um welche Bedingungen es sich hier handelt, die eine Initiative zur Entwicklung politischen Geistes anregen. Diese Bedingungen sind im Umgang mit der Mittelbarkeit gesellschaftlicher Beziehungen enthalten, im Umgang mit dem alltäglich Unbekannten, Fremden, das stilisiertes Verhalten und innere Distanz erfordert, die nur punktuell zu überbrücken ist. Solche Mittelbarkeit ist die Vorschule für gesellschaftliches Bewußtsein, d.h. für die Erkenntnis, daß die materiellen Abhängigkeiten des Einzelnen und seiner Interessen weit über die unmittelbare Umgebung des eigenen Lebens und des eigenen Gruppenhorizontes hinausgehen. Die Mittelbarkeit macht es erst möglich, mit dem hinter der ‚Mauer‘ zwischen Mensch und Mensch zurückgehaltenen Potential zu spielen und es zu kultivieren. Die Idiotie des Ghettodaseins aber paralyisiert solchen Geist.

Die fehlgeschlagenen Versuche, allein aus der Betroffenheit soziales Handeln und politische Aktion zu entwickeln, haben gezeigt, daß hier aus der Not keine Tugend gemacht werden kann. Es genügt aber auch nicht, die Urbanität in der Geschichte der modernen Großstadt zu beschwören, um sie für die Bildung gesellschaftlichen und politischen Bewußtseins zu nutzen. Auch mit der melancholischen Einsicht können wir uns nicht begnügen, städtische Kultur und städtischer Geist seien seit ihrer Entstehung Opfer ihrer eigenen selbstzerstörerischen Kräfte, und, falls es sie je gegeben haben sollte, sei von ihnen heute ganz gewiß nichts mehr übrig. Es wäre vielmehr darauf zu achten, diese selbstzerstörerischen Kräfte nicht auch noch zu verstärken und darauf zu sinnieren, wie die städtische Zivilisation zu etwas Vernünftigem, im Sinne humaner Bedürfnisse und Zwecke besser als bisher Funktionierendes zu machen sei.

Entfremdung und Distanz sind erste Voraussetzungen für die Erkenntnis, was das Subjekt und was die Gruppe ist und was beide nicht sind. Nur die Lösung aus zwanghaften Bindungen schafft Souveränität und Abstand, die dringend gebraucht werden, wenn Sinn für die Gemachtheit gesellschaftlicher Regeln zu entwickeln ist. Die Stadt ist das wichtigste und größte Instrument nicht-personalen, gesellschaftlichen Lebens, gesellschaftlicher Erfahrung und gesellschaftlichen Bewußtseins. Das Konzept gesellschaftlicher Veränderung, das auf dieses Instrument verzichtet zu können glaubt, gibt sich selbst auf.

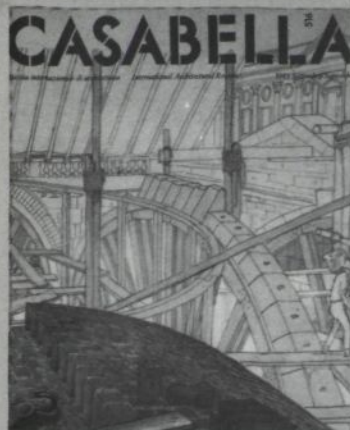
Die gegenwärtige Wiedereroberung der Städte dient den erweiterten Bedürfnissen der Kapitalverwertung und der Segregation einer privilegierten Bevölkerungsgruppe. Die Stadtzerstörung erreicht hier eine Stufe, von der aus die mögliche Differenz städtischer Zivilisation zur Barbarei unsichtbar wird. Dagegen hätten die Stadtzentren als angemessene Ausstattung einer multikulturellen Gesellschaft zu dienen. Es ist die Perversion eines solchen Zieles, ihr dafür ein besonderes Stück Konsumrennbahn zu reservieren. Die Gewaltförmigkeit, in der die Gesellschaft organisiert ist, wird in der Ausgrenzung offensichtlich, aber sie bleibt unbegriffen, wie die kommerzielle Integration von Minderheiten als Konsumenten 3. Klasse.

Tyrannie nimmt nicht immer die Form roher Zwangsgewalt an. Die Tyrannie kann auch darin bestehen, daß die menschliche Erfahrung auf die nächste Umgebung des Einzelnen beschränkt und nur noch der Wunsch nach persönlicher Bekanntheit mit anderen Menschen zugelassen wird. Die unmittelbaren Lebensumstände gewinnen überragende Bedeutung, politisches Bewußtsein wird zurückgebildet, indem politisches Geschehen in psychologische Kategorien gefaßt und in quasi-familiären Beziehungsformen interpretiert wird. Gefallene Mauern zwischen Mensch und Mensch sind nicht gleichbedeutend mit Menschenfreundlichkeit und Herrschaftsfreiheit. Wären die Dinge nicht so ernst, könnte das Ghetto ohne Mauern als Farce gesehen werden, in der die überwunden geglaubte Idiotie des Landlebens wiederkehrt.

Macht und Herrschaft sind unpersönliche Verhältnisse, die weder der Lokalismus noch die lokale Autonomie beseitigen können. Der desolate Zustand städtischer Sozialbeziehungen entsteht nicht aus der Unpersönlichkeit, sondern aus der Unfähigkeit der Subjekte, mit dieser umgehen zu können. Die Tyrannie wird gerade dort unangreifbar, wo die ihr Ausgelieferten meinen, ihr in die gesellschaftliche Unmittelbarkeit entrinnen zu können. Die Perspektive urbanen Lebens liegt dagegen darin, unpersönlich-sachliche soziale Beziehungen als zu entwickelnde Dimension gesellschaftlichen Lebens zu sehen, und nicht, wie es gegenwärtig geschieht, als ihr Ende.

Hannelore Schneider

1) in: Karl Riha, Deutsche Großstadtliteratur, München; Zürich: Artemis Verlag, 1983, S.87



Das Werk eines jungen und das eines alten „Meisters“ aus den Niederlanden, eine Methode der analytischen Auseinandersetzung mit der Stadt und ihrem historischen Gewebe, einige neuere Bauwerke der „Tessiner Schule“ sowie die Ergebnisse des internationalen Wettbewerbs für ein Wohnquartier auf der *Isola della Giudecca* in Venedig – das sind die Schwerpunkte aus den letzten Casabella-Nummern vor Jahreswechsel, über die hier kurz berichtet werden soll:

Casabella Nr. 516/September 1985

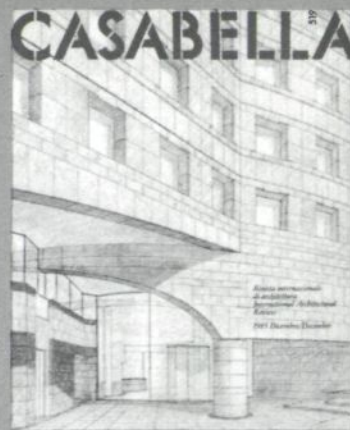
befaßt sich ausführlich mit dem Entwurf von *Rem Koolhaas* und der Gruppe *OMA* (Office for Metropolitan Architecture) für den Neubau des *Niederländischen Tanztheaters* in Den Haag. Zehn Jahre nach Gründung der Gruppe, nach zahlreichen Wettbewerben und Wettbewerbserfolgen, nach Ausstellungen, veröffentlichten Schriften und Pamphleten ist dies das erste zur Realisierung anstehende Projekt. Die *OMA*-Architektur der raffinierten Zeichnung und perfekten Graphik kann und muß sich zum ersten Mal als gebaute Architektur beweisen. Auf diesem langen Weg von der Zeichnung zum Gebäude hat sie – wie der Beitrag von *Sebastiano Brandolini* aufzeigt – bis zum Zeitpunkt der Ausführungsplanung schon einiges an avantgardistischem Geist verloren. Der ursprüngliche Entwurf, für einen Standort im Badeort *Scheweningen* vorgesehen, der im Außen wie im Inneren in einer Spannung von unterschiedlichen Farben, Formen und Materialien eine Architektur der Fülle und der Dynamik zum Ausdruck bringen wollte, hat auf seinem *iter* in das historische Zentrum von Den Haag schon etliche Einbußen hinnehmen müssen. Die Zersplitterung der Bauaufgabe (im Zusammenhang mit dem Tanztheater sollen noch ein Konzertsaal sowie ein Hotel errichtet werden, jedes Gebäude von einer anderen Architektengruppe) sowie die Abkoppelung der Bauplanung von der städtebaulichen Gesamtplanung (die nicht mehr in den Händen von *OMA* liegt) haben zu einem Identitätsverlust im äußeren Erscheinungsbild des ursprünglichen Entwurfs geführt. In der Ausführungsplanung konzentrieren sich deshalb die Bemühungen ganz auf die Gestaltung der Innenräume, um dort, unbehelligt von externen Kompromissen, zu retten, was noch zu retten ist.

Casabella Nr. 517/Okttober 1985

würdigt in einer Zusammenstellung von „Entwürfen, Zeichnungen und Gedanken“ das über 40jährige Schaffen von *Aldo van Eyck*. Dieser „undisziplinierte Freund“, wie ihn *Vittorio Gregotti* in seinem einleitenden Beitrag bezeichnet, hat sich in gleicher Weise mit gleicher Hingabe den großen wie auch den ganz kleinen Aufgaben in der Architektur gewidmet: So schlägt der Überblick über sein Werk u.a. den Bogen über die Spielplätze und Sandkästen aus den vierziger und fünfziger Jahren, den Beitrag zum *CIAM-Kongreß* in Otterlo 1959, den Skulpturenpavillon in Arnheim (1959), verschiedene Wohnhäuser in Holland und England, Kirchenbauten, das Nationaldenkmal für Königin *Wilhelmine* in Den Haag (1982) bis hin zu den jüngsten Vorschlägen für das Psychiatrische Krankenhaus in Boekel (1983), die Erweiterung der Gebäude der Europäischen Gesellschaft für Raumfahrt (ESTEC) in Noordwijk (1985) und die Kirche der protestantischen Molukken in Deventer (1985). Alle Zeichnungen reflektieren eine für van Eyck typische „Architektur des kleinen Maßstabs“, eine Auseinandersetzung mit dem, für den Menschen erfahrbaren und faßbaren, „Detail“ als Ausgangspunkt aller Bemühungen. Selbst vage Vorentwürfe werden meist schon von ersten Skizzen z.B. zur Fußbodengestaltung, zur Wandtextur und Dekoration etc. begleitet. Etwa siebenhundert von van Eyck geplante Spielplätze sind in den Niederlanden seit 1945 errichtet worden. Als „Avantgarde der Einfachheit“ bezeichnet *Sebastiano Brandolini* dieses Schaffen in einem die veröffentlichten Arbeiten erläuternden



ZEITSCHRIFTEN-SCHAU



Artikel.

An die stadttypologischen und morphologischen Untersuchungen der Venezianischen Schule der sechziger Jahre (*Muratori*, *Aymonino* u.a.) knüpfen neuere Studien des *Institut Français d'Architecture* unter Leitung von *Fortier*, *Grumbach* und *Prost* an, über die in einem ersten Beitrag in der Oktobernummer und in einer Fortsetzung in

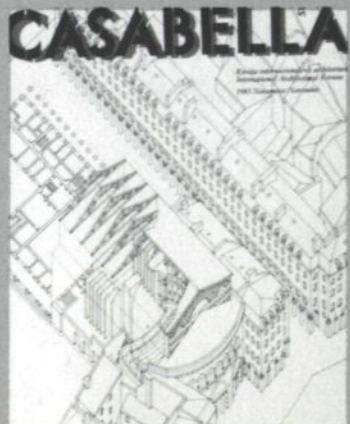
Casabella Nr. 518/November 1985

berichtet wird. Den Ausgangspunkt dieser Arbeiten (die mit dem Titel *Ein Atlas von Paris* überschrieben sind) bildet ein Archiv von etwa 30.000 Zeichnungen von Gebäuden, Grundstücken, Gärten, Monumenten und Palästen, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter Leitung von *Vassent* und *Belanger* als Bau- und Stadtaufnahme von Paris angefertigt worden sind: ein einzigartiger horizontaler Schnitt durch das historische städtebauliche Gewebe der französischen Metropole. Unbekannt sind die Genese und die eigentlichen Urheber dieser gewaltigen Dokumentation, die mehr als fünfzig Jahre lang Hunderte von Architekten, Geometern und Vermessern beschäftigt haben dürfte und in drei Serien – „Baublöcke und Quartiere“ (1810-1830), „Kirchen, Paläste, Gärten und öffentliche Gebäude“ (1800-1850), „Grundstücke und Immobilien“ (bis 1868) – erschienen ist. Genau so plötzlich, wie sie ins Leben gerufen wurde, wurde diese Arbeit nach etwa sechzig Jahren wieder abgebrochen. Die Mitarbeiter des *Institut Français d'Architecture* haben nun damit begonnen, diese Dokumentation unter städtebaulichen Aspekten auszuwerten. Dabei geht

es ihnen weniger, wie einst *Muratori*, um das *Was*, d.h. um die Frage nach den Komponenten, den Teilen, aus denen sich die Stadt zusammensetzt, als vielmehr um das *Wie*, d.h. die Frage der Entstehung und Veränderung der städtebaulichen Strukturen, um das Verständnis eines Wachstums, das, noch vor *Haussmann*, ohne Steuerung durch irgendeinen übergeordneten Plan erfolgt ist. Auf der Grundlage der historischen Unterlagen werden neue Pläne und dreidimensionale Zeichnungen von aufeinanderfolgenden Entwicklungsphasen erarbeitet, welche sich mit einzelnen Parzellen, mit Straßenzügen und mit ganzen Quartieren beschäftigen. So sind in der Oktoberausgabe von *Casabella* u.a. die Zeichnungen zur Entstehung der *Rue de Rivoli* 1793-1860) sowie zur Herausbildung der ersten *Passagen* quer durch Baublocke hindurch veröffentlicht. Im Novemberheft werden u.a. die Entstehung der *Rue Réamur* sowie die des *Börsenquartiers* erläutert. Man darf nur hoffen, daß diese verdienstvolle Arbeit bald in einer umfangreicheren Veröffentlichung zur Verfügung stehen wird.

Ebenfalls in der Oktober- und Novembernummer werden zwei Vertreter der sog. „Tessiner Schule“ vorgestellt: zum einen (Nr. 517) *Livio Vacchini*, zum anderen (Nr. 518) *Aurelio Galfetti*. *Vacchini* hat sich insbesondere mit differenzierten Typologien des Wohnhauses auseinandergesetzt; zwei unterschiedliche Lösungen sind hier dokumentiert: Das *Landhaus in Vogorno* fügt sich in Struktur und äußerem Erscheinungsbild (Naturstein, Satteldächer, Maßstab) in seine dörfliche Umgebung ein, wobei es seine traditionellen Nachbarn nicht imitiert, sondern eher zitiert. Die *Villa in Ascona*, freistehend auf einem großen, von Bäumen gesäumten Grundstück, hat auf keinen unmittelbaren Kontext Rücksicht zu nehmen und entfaltet sich nach autonomen Gesetzen, orientiert an Vorbildern der klassischen Villenarchitektur (Axialsymmetrie, Portikus, Sockel, erhöhter *piano nobile*), übersetzt in eine moderne Beton-Sprache.

Galfetti hat seit 1967 die Möglichkeit besessen, zahlreiche Projekte für die Stadt *Bellinzona* auszuwerten und viele davon auch realisieren zu dürfen (ähnlich wie *Luigi Snozzi* in *Monte Carasso* – vgl. *Casabella* Nr. 506). Er hat dabei das moderne Bild der Stadt wesentlich mitgestalten können. Neben einem Interview mit *Galfetti*



werden hier die Bauten für die kommunale Tennisanlage, die öffentliche Badeanstalt, die Restaurierung der Burg, das neue zentrale Postamt sowie realisierte und geplante Wohnhäuser und -quartiere vorgestellt.

Ein illustres Teilnehmerfeld war zum internationalen Wettbewerb für ein Wohnquartier auf der Isola delle Giudecca in Venedig geladen. Dieser Wettbewerb ist insofern bemerkenswert als er die Absicht der Verantwortlichen der Lagunenstadt dokumentiert, ein tödliches „Einfrieren“ des historischen Zentrums als „Monument“ vermeiden zu wollen; die Lagune insgesamt scheint als eine Struktur begriffen zu werden, in die auch heute durchaus noch mit architektonischen Mitteln eingegriffen werden darf und muß. Die Architekten waren aufgefordert, hierzu Stellung zu beziehen. *Alvaro Siza*, der den ersten Preis davontrug, orientiert sich dabei vor allem an der vorgefundenen, traditionellen Substanz: einfache, lineare Baukörper, schmale, lange Gassen, konventionelle Grundrißtypologie. Ähnliches gilt für *Aldo Rossi* und *Rafael Moneo*, in begrenztem Maße auch für *Carlo Aymonino*, der jedoch eine wesentlich komplexere Wohnbaupologie mit Atrien und Innenhöfen und quer durch den Block verlaufenden Passagen vorschlägt. In Zusammenarbeit mit dem ersten Preisträger sollen diese drei Architekten mit der Realisierung beauftragt werden. Ein in der Gestaltung und Differenzierung der Wohnungstypen bemerkenswerter Entwurf wurde von *Aldo van Eyck* vorgelegt: Die kleinen, um einen neu geschaffenen Kanal locker herum gruppierten Wohnhöfe, die an gelungenen Beispiele in den Niederlanden erinnern, muten in der starren, geschlossenen Struktur von Venedig jedoch etwas fremdartig an. Aus

Casabella Nr. 519/Dezember 1985

sei abschließend noch der Beitrag über das *Velodrom von Barcellona* von *Esteve Bonell* und *Francesc Rius* erwähnt: ein Bautypus, der im allgemeinen kaum Berücksichtigung auf den Seiten der Architekturzeitschriften erfährt, in diesem Fall jedoch zu Recht gewürdigt wird, da er Landschaft, Architektur, Konstruktion und Technik zu einer seltenen Landschaft verschmelzen läßt.

Michael Peterek

domus Nr. 668 bis 670

Die ersten drei Hefte des neuen Jahrgangs von *domus*, review of architecture interiors design art, tragen diesen englischen Untertitel, der auch auf den letzten drei Heften des vergangenen Jahrgangs zu lesen war. Die großformatigen Periodika haben viele Seiten. Der grellbunte italienische Paradiesvogel unter den Umraumzeitschriften behandelt nicht nur Architektur. Doch von den rund 250 Seiten der Nr. 670, März 1986, sind über die Hälfte, genauer Dreifünftel, Reklameseiten. Den knapp 100 reaktionellen Seiten stehen gut 150 Seiten mit – teils gut gemachter – Werbung gegenüber. Jetzt scheint der bunt schillernde Modevogel –

in mehreren Ausgaben des Jahres 1985 wurde auch Mode, modische Bekleidung vorgestellt – im Umbruch. Die Märzausgabe, Nr. 670, präsentiert sich auf den Umschlagseiten mit weißem Untergrund. Titel und Untertitel sind kleiner gedruckt, ein rein graphisch gestaltetes Titelblatt. Stilisierte, reduzierte Ansichts-Schnitt eines Gebäudes, das auf den redaktionellen Seiten 30 bis 34, 36 und 37 wiedererkennbar dargestellt, mit Durchblicken (Ausschnitten, Ausstattungen der Fassadenöffnungen) auf Farbiges, Werbung auf den zweiten Blick, nach dem ersten Umblättern erkennbar. Die im Heft behandelten Themen sind in die Gestaltung des Titelblattes deutlich einbezogen; stehen nicht mehr auf dem unteren Rand. Auch im Inhalt werden – wenngleich zunächst hauptsächlich formal – Veränderungen erkennbar.

Beiträge von oder über Deutsche beziehungsweise deren Arbeiten nehmen in den drei Heften aus Rozzano-Milano insgesamt etwa 55 Seiten ein. Es beginnt mit einem Szenarium über Mies van der Rohe, der als Deutscher gesehen werden kann, auch wenn dies dem Altmeister der Moderne eventuell nicht recht wäre. Bericht über eine Ausstellung in Rom, die mehr als 120 Werke aus der Sammlung Ludwig enthält. Die Heinrich-Hübisch-Schule von Heinz Mohl gelangt sogar auf das Titelblatt von Heft Nr. 699; ob die gewaltigen, kühl-modischen Fassaden und die entsprechende Innenraumgestaltung auch „hübsch“ sind, sei hier als Frage belassen, denn Fotos zeigen nicht die ganze Realität. Helmut Jahn's Television City Projekt in New York wird vorgestellt, mit anderen Wolkenkratzern und weiteren Monumental-Bauwerken konfrontiert und in einen geschichtlichen Zusammenhang gebracht. J. Beuys, der Mann mit dem Hut, erscheint mehrmals: Person, Werke, Kurztex-te. Ein Gespräch mit Hans-Georg Gadamer, der 1900 in Marburg/Lahn geboren wurde, führen V.M. Lampugnani und G. Zohlen. Das Krankenhaus von J.P. Kleihues, in Berlin-Neukölln, wird ausführlich behandelt. Der Mercedes-Benz und die hundert Jahre vom ersten Patent des Karl Benz im Jahre 1886 bis heute werden werbewirksam präsentiert. Deutsche Bücher über G. Richter, P. Klee, O. Wagner enthalten die Kurzrezensionen. Was gibt es sonst noch an Architektur, denn die neuen Tendenzen im Möbeldesign für Wohnung und Büro sind nicht von gleicher Bedeutung. Neben Boffill's Großwohnbauten in Frankreich, denen ein menschlicher Maßstab kaum mehr zuerkannt werden kann, einige kleinere Wohngebäude, die nicht weniger eigenwillig in Tokyo und Piemonte errichtet wurden. Ein Report über Barcelona, Kunst, Design, Mode mit Architektur verzahnt; kein schlechter Ansatz. Es kündigen sich Veränderungen in *domus* an, wie schon vermerkt.

W.V. Hofmann

Archithese 1 - 86

Eine Verschiebung in den Heftteilen kündigen uns Steinmann und Nosedà an. Das „Magazin“, das sie „zu keiner Zeit als minderwertig“,

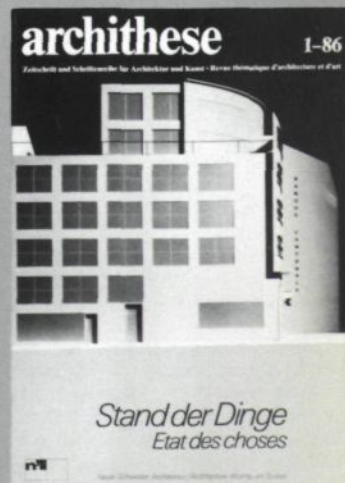
als „Rumpelkammer“ verstanden, soll nun erweitert werden: Vorstellung von noch mehr „realisierten Entwürfen“ und Einführung einer neuen Spalte namens „Baustelle“. Ob dadurch die „theoretischen Auseinandersetzungen“ weitere Beschränkungen erfahren, wie in den letzten Heften feststellbar, bleibt abzuwarten. Ich kann nur hoffen, daß die Redakteure nicht auch den z.Zt. modischen Weg der Apologie der neueren Architektur, Postmoderne wie Regionalismus, einschlagen, den ehemals wichtige deutsche Fachperiodika schon seit einiger Zeit gehen.

Die ersten Beiträge scheinen meine Befürchtungen zu bestätigen: So deutet *Croset* in seiner Vorstellung „einige(r) Aspekte der gegenwärtigen Architektur in der Schweiz“ („Das Privileg zu bauen“, 3 ff) wohl m.E. wichtige Beziehungen zwischen den scheinbar günstigen, in den anderen westeuropäischen Ländern längst der Vergangenheit angehörenden Bedingungen der Berufstätigkeit Schweizer Architekten – selbst für Berufsanfänger – (traditionelle Privilegien), dem traditionellen Selbstverständnis dieser Berufsgruppe („das individualistische Bild des“ – unpolitischen [E.K.] – „freien“ Berufes“) und der Architekturproduktion an, aber es bleibt bei diesen Andeutungen; in seine selektive, z.T. apologetische Deskription des neueren Schweizer Architekturschaffens geht nichts mehr davon ein. Wie weit die Prinzipien der neueren Architektur, formalistisches Gestammel und Gefasel, Unentschiedenheit, Abgehobenheit und Selbstdarstellung, sich selbst in schriftlichen Zeugnissen niederschlagen können, beweist die lobhudele Beschreibung der Kantonalbank in Basel (Diener+Diener) von *Ulrike Jehle-Schulte Strathaus* (Komposition aus Fragmenten“, 13 ff); selbst die absolute Banalität der Wohnungsgrundrisse wird bei der Perzeption zu „großartigen Einfachheit“. *Rumpf's* kritische und doch recht wohlwollende Betrachtungen „zum Wohnhaus Lindenstraße 15-17 (Kreis Schaad/Schaad)“ („...im Scheinwerferlicht der Internationalen Bauausstellung“, 19 ff) setzen sich dagegen weit – wenn auch weitgehend auf der formalen Ebene – adäquater mit ihrem Gegenstand auseinander. Daß selbst das „Effekthascherische“ (Rumpf) noch seine, wenn auch abstruse Begründung findet, zeigt der „Bericht der Architekten“ („Unser Wohnhaus an der Lindenstraße 15-17“, 24 ff).

Mit meiner Meinung über die heute üblich gewordene Behandlung neuerer Architekturprodukte in den Fachzeitschriften stehe ich sicherlich nicht alleine. *Vitale* spricht die Standpunktlosigkeit und ästhetische Beurteilung „aufgrund eines vagen 'Qualitäts'-Kriteriums“ der gängigen Architekturkritik, die sich „in rhetorischen Übungen ohne Richtung und Ziel“ erschöpfe, offen an („Bauweise, Konvention und Formalismus“, 27 ff). Nun, ich würde da etwas weitergehen und diese Architektur„kritik“ in den Zusammenhang mit dem Charakter der vorherrschenden Architektur stellen; diese Architektur ist im Grunde nichts anderes als eine – wörtlich zu verstehen – „Prospekt“-Architektur (für

den Bauherrn/Investor wie für den Architekten), in deren Marketingstrategie sich – gewußt oder nicht gewußt – die fachdisziplinären Kommentare, die z.T. in einem nicht zu übertreffenden Gefasel noch dem letzten formalistischen Unsinn einen höheren Sinn abpressen wollen, einreihen. Somit hat die „Kritik“ natürlich „Richtung und Ziel“. Vitales Untersuchungsgegenstand ist vorrangig Bottas Verwaltungs- und Geschäftsgebäude in Lugano, das für ihn „Ausdruck einer genauen und konkreten Haltung, eines ganz bestimmten Architekturverständnisses“ ist. Bei der Behandlung des stadträumlichen Filetstücks, der Vitale einen Willen zur „klare(n) und endgültige(n) Aussage“ attestiert, reiht sich Botta in die für „diese vulgäre Stadt“ charakteristische „ständige Suche nach Originalität“ (Vitale) ein. Diese Sucht nach Originalität scheint nach Aussage von *Croset* (6) ein Wesensmerkmal Bottaschen Schaffens zu sein, nämlich in Abgrenzung zu seinen Epigonen „in immer extremerer Weise seine Begabung für die Erfindung von Formen unter Beweis zu stellen“. Botta baute sein „Haus Ransila“ sowohl im Fassadenaufbau als auch in der Materialwahl „auf einem System von Gegensätzen und ungewohnten Beziehungen“ auf, wobei – so sinngemäß Vitale – der „echt konstruktive (...) Wille vom Willen zur Form überlagert... dominiert“ wird. Obwohl sich Vitale redlich bemüht, an Bottas Werk analytisch heranzukommen, bleibt es wie die übrigen für ihn „weiterhin ein offenes und schwieriges Problem“. Ich werde das Gefühl nicht los, daß wir den „Meister“ falsch verstehen; vielleicht will er sich ja nur gut „verkaufen“ – denn – in Abwandlung eines Statements des us-amerikanischen Architekten Jahn – die „gewisse Aura“ des Einmaligen bringt Knete.

Das vierte Beispiel der neueren Schweizer Architektur beschreibt und kommentiert Steinmann („Was heißt hier passen?“, 34 ff): Die Kantonalbank in Herisau. Im Mittelpunkt seiner Erörterungen stehen die Probleme der Einpassung des Neubaus in eine vorhandene städtebauliche Struktur, des Verhältnisses zwischen der traditionellen Bautypologie und des neuen Bautyps, der Materialwahl für die Fassaden und deren Bearbeitung vor dem Hintergrund der sozialen und sozialräumlichen Veränderungen des Dorfes Herisau.



„Einfache Rezepte“ für die Ein- bzw. Anpassung eines neuen Gebäudes in eine vorhandene städtebauliche Struktur und Bautypologie „gibt es nicht“ – so sein Resümee. „Jeder Bau verlangt eine Auseinandersetzung mit dem Ort, für den er entworfen wird. Jeder Bau verändert den Ort, auch wenn er sich noch so ‘anpasst’.“ (38)

Als „Nachtrag zum Holz-Heft“ (5-85) erscheint ein m.E. informativer Aufsatz von *Korvenmaa* zur „Geschichte der Holzbauweise“ in Finnland „und ihrer Nutzbarmachung für die Architektur“ („Genius materiae“, 41 ff). Auf ihn möchte ich hier nicht näher eingehen; vielleicht ist es mir noch möglich, ihn im Zusammenhang mit einer Nachbetrachtung zur archithe- 5-85, die mir z.Zt. noch nicht vorliegt, zu behandeln.

In deutlichem Zusammenhang mit dem Heftschwerpunkt steht der erste Beitrag des „Magazins“ von *Krähenbühl* („Kulturkampf im Tessin“, 49 ff). Dabei geht es um das Projekt eines Kongreß- und Gewerbezentrum in bester Lage der Stadt Locarno, das von einem Grundstücksspekulanten initiiert wurde und dem der Gemeinderat zugestimmt hatte einschließlich der erforderlichen Baugesetzänderung für die höchstmögliche Ausnutzung des Grundstücks. Das Projekt scheiterte aber an der ablehnenden „Volksmeinung“. Der Beitrag ist nicht nur wegen dieses Vorganges lesenswert, sondern auch wegen der Art und Weise der Kommentierung der Ereignisse. Ihm folgen u.a. ein Bericht über die Restaurierung und Erweiterung des Alten Museums in St. Gallen (*Röllin*, 52), ein Kommentar zur Phosphateliminationsanlage in Berlin-Tegel (*Ullmann*, 52 ff) und ein weiterer zum Wettbewerb für die Erweiterung einer Gewerbeschule in Bern (*Jenni/Steinmann*, 55 ff), eine Abhandlung über das bedrohte Haus *Rikli* in Zürich und seinen Architekten *Moser* (von *Moos*, 57 ff) und ein Bericht über einen neueren Fall der „Abbruchgeschichte“ – den „Hängeturm“ in Ennenda im Kanton *Glarus* (*Davatz*, 59 ff).

Erwähnenswert finde ich den Nachruf von *Michael Müller* auf *Ferdinand Kramer*, der am 4. November 1985 verstarb („Ferdinand Kramer – 1898-1985“, 62 ff). *Kramer* – so *Müller* – gehörte „in den 20er Jahren zur wenig kompromißbereiten Avantgarde“, wurde von den Nazis mit Berufsverbot belegt, emigrierte 1938 in die USA, kehrte

1952 nach Frankfurt zurück und wurde dort vom „stilbewußte(n) Frankfurter Bürgertum“ als „Glattmacher und Barbar.“ beschimpft. *Kramer* wollte den Menschen „das Leben angenehm machen, aber niemals ersetzen...“ (*Müller*). Einem solchen Wollen kann man nur zustimmen – oder?

Erich Konter

TRANSPARENT 7 bis 12 - 85

Zwei dreifach Hefte der Manuskripte für Architektur, Theorie, Umräumung, Kunst erschienen im 2. Halbjahr '85 mit insgesamt rund 195 Seiten, die beiden Reklameseiten mitgezählt. Die Redaktion tat sich diesmal mit der Seitennummerierung schwer, wie es scheint. Das System, das sich dahinter verbirgt, der SPASS-Teil (Spielaktionen und Sozialservice) wird in den Heften weiter nummeriert, ist nur mit Mühe nachzuvollziehen, steckt dieser Teil doch zwischen den fortlaufend nummerierten Seiten des Hauptteils. Hier wäre eine Änderung angebracht, auch wenn römische Ziffern nicht zur Verfügung stehen, die für den jeweiligen AULA-Teil schon reserviert sind. AULA steht für: Architektur – Umräumung – Lehre – Aspekte, Texte und Prospekte von und für Studenten, von oder mit *Günther Feuerstein*. Müssen die verschiedenen Teile der Hefte, die ja gar nicht so verschieden sind, überhaupt gegeneinander, jedenfalls per Seitenzahlen abgegrenzt werden?

Objekte, Projekte, Theorie; realisierte Lösungen von Bauaufgaben, erdachte und visualisierte Lösungsmöglichkeiten für Bauaufgaben, nachdenken über Architektur als Realitätsbestandteil unseres Lebens; dies sind die Schwerpunkte der Beiträge im 2. Halbjahr '85. Kein Mittrotten, kein Nachtröten in der Spur derzeitiger Moderation, höchstens ein Schielen mit einem Auge, kennzeichnet das Publiziere.

Die Aufwärmung eines historisierenden Formenvokabulars, wie es die sogenannte „Postmoderne“ nur zu oft praktiziert, ist das große Mißverständnis eines vorgeblichen neuen Geschichtsbewußtseins in der Architektur. Eklektizismus als Tradition auszugeben ist der große Irrtum. Nicht die Formen, sondern die großen Grundideen der Architektur sind es, die eine Art der „Architectura perennis“ sicherstellen können. Schreibt *G. Feuerstein* zu Beginn seiner Notizen zu G.M.

Mayr-Kebers Arbeiten, die nicht dekorativ aufgehübscht, sondern hauptsächlich bescheiden räumliche Qualität im Innen- und Außenraum vermitteln. Gebaute Objekte mit und in denen man – Kind, Frau, Mann – leben kann.

Preisgekrönte aber auch andere Projekte der 3. Internationalen Architekturbiennale, Venedig 1985, werden in beiden Heften vorgestellt, von den Verfassern erläutert. Die Wiedergabequalität der Abbildungen ist nicht frei von Mängeln. Die Nachvollziehbarkeit oder gar die Gewinnung von Erkenntnissen wird dadurch allerdings nicht beeinträchtigt. TRANSPARENT lebt ohne Kunstdruckblätter, wirkt gerade dadurch lebendig; Manuskripte ... so beginnt der Untertitel. Umräumgestalter skizzieren, zeichnen, schreiben nicht auf Hochglanzpapier; zur Not reicht eine Papierserviette, ein Bierdeckel, der Zeitungsrand.

G. Feuerstein beschäftigt sich in einem Artikel mit Wert und Wertung in der Architektur. Auch aus Anlaß des 100. Geburtstages schreibt *M. Mislin* über Architekturtheorie bei *Mies van der Rohe* (geb. am 27.3.1886 in Aachen). Dem Bauen bescheinigt *Mislin* gegenwärtig auch in architekturtheoretischer Hinsicht eine Krise. Dies liegt sicher auch daran, daß Architektur oft unter Wert verkauft wird, durch die Macher der Architektur unter Wert angeboten wird. Ein detailliertes Eingehen auf beide Artikel würde den hier gebotenen Rahmen sprengen. Die Notwendigkeit einer auch theoretischen Auseinandersetzung mit der Umräumgestaltung sollte allerdings nicht nur den Umräumgestaltern deutlich gemacht werden. Städtebau, Architektur, Design sind Bestandteile der Kultur. *Feuersteins* Kategorien zur Bildung architektonischer (Wert)Urteile bestehen daher folgerichtig nicht nur aus Symbol, Ritual, Semiotik, Ästhetik, Konstruktion, Funktion, Ökonomie, sondern auch aus Verantwortbarkeit, Ökologie, Soziale Aspekte, Geschichte und Tradition, Sinnliche Qualität. Neben materiell-quantitativen Werten determinieren Architektur auch geistig sinnliche und politisch-soziale Werte. Dies wird auch in der Mehrzahl der weiteren Beiträge der beiden Dreifach-Hefte deutlich.

Kurzauswahl weiterer Themen: Die Problematik der Slum- und Squattersanierung in Entwicklungsländern (*A. Etienne*); Zu den elementaren Kriterien einer architekturbezogenen vergleichenden Analyse (*A. Mahdavi*); Stadt: Heimat und Identität (*G. Feuerstein*); SPASS; AULA; Memory; Buchbesprechungen, darunter auch eine über ARCH⁺ im Rückblick auf 17 Jahre.

W.V. Hofmann

VERMISCHTES



Czeslaw Bielecki im Gefängnis

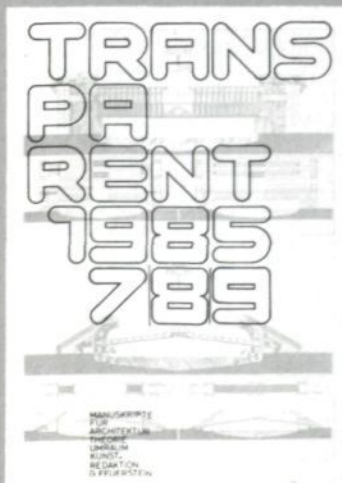
Seit dem 13. April 1985 befindet sich *Czeslaw Bielecki* in Haft. Vorgeworfen werden ihm illegale „Aktivitäten“. Sein Plakat „Elektrokardiogramme“ hat Solidarsze international bekannt gemacht. 1980 gründete er die Neue Gruppe für Architekten und Stadtplaner D.I.M. (das Haus und die Stadt), deren Manifest „Die verschiedenen Wege zur Lösung der Wohnungsprobleme“ auf dem U.I.A.-Kongreß 1981 in Warschau vorgestellt wurde; weiterhin hat er als satirischer Zeichner in Publikationen wie „Kultura“ (veröffentlicht in Paris) als auch in Organen der polnischen Dissidenz mitgearbeitet. Das IFA zeigte bis zum 5. April 1986 eine Ausstellung seiner Arbeiten.

Aus: Bulletin d'Informations Architecturales, Nr. 103, April 1986.

Türme der Macht

Düsseldorf, den 4. April 1986. Im Anschluß an die Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag von *Mies van der Rohe* hat die Aktionsgemeinschaft Glas im Bau den Film „Wolkenkratzer – die unbegrenzten Möglichkeiten einer vertikalen Architektur“ von *Bernhard Leitner* vorgestellt. Der 50 Minuten-Film zeigt in einer bisher noch nicht aufgearbeiteten Weise die Ursprünge der Wolkenkratzer-Architektur Ende des 19. Jahrhunderts und ihre Entwicklung bis zum Boom der spektakulären Neubauten Mitte der 80er Jahre. Ein Thema, das in den bisherigen 9 Architektenreisen der Aktionsgemeinschaft Glas im Bau in die USA eine wichtige Rolle spielte.

Bernhard Leitner war 10 Jahre Dozent für Städtebau und -planung an der New York University und hat das Wolkenkratzer-Phänomen vor Ort in allen Aspekten studiert. Der Film enthält außerdem vier Interviews mit den Architekten *Helmut Jahn*, *Chicago* und *I.M. Pei*, *New York*, dem Developer *Gerald D. Hines*, *Houston* und dem Stadtplanungsbeauftragten von *New York*, *Norman Marcus*. Der Filmkassette (VHS) liegt ein Textbuch mit dem gesamten Wortlaut, auch der Interviews, bei. Die Kassette ist gegen Einsendung eines Verrechnungsschecks über DM 55.- Schutzgebühr incl. Versandkosten und Mehrwertsteuer zu bestellen bei Public-Press GmbH, Königsallee 96, 4000 Düsseldorf 1.



Die Fabrik stand seit einigen Jahren leer. Früher wurden hier die „Funck'schen Eiernudeln“ hergestellt. Der Betrieb entstand in den dreißiger Jahren aus einer kleinen Dorfbäckerei, wurde immer größer und beschäftigte in den fünfziger Jahren 150 Mitarbeiter. Aber von den 300 Nudelfabriken, die es „in besseren Zeiten“ in Baden-Württemberg gab, blieben bis 1980 nur noch 25 Großbetriebe übrig. Und so schloß auch die Nudelfabrik Funck eines Tages die Tore.

Die Fabrik steht als überdimensionaler Klotz quer zu den Weinbergen und Waldhängen des engen Tiefenbachtals in dem Stuttgarter Neckarvorort Rohracker. In Rohracker wurde diese riesige Nudelfabrik mit dreieinhalb Geschossen und einer umbauten Fläche von 3500 qm immer als Fremdkörper (der aber Arbeitsplätze brachte) angesehen: in einem reinen Wohnort mit noch kleingewerblicher dörflicher Struktur – allerdings auch mit einigen fremdartigen Wohnburgen der Neuen Heimat im Hintergrund. Da paßte die alte ausgediente Fabrik eines Tages überhaupt nicht mehr in die Landschaft, und deshalb fand die Idee, ein Wohngebäude daraus zu machen, bei der Ortsverwaltung in Rohracker, bei der Stadt Stuttgart und beim Regierungspräsidium schnell Zustimmung. Und so fand sich eine Gruppe von inzwischen 20 Familien, Alleinstehenden und Wohngemeinschaften – zwischen 30 und 45 Jahren –, die sich das gemeinsame Planen, Bauen und Wohnen zum Ziel setzte: Gemeinsames Wohnen mit viel Raum für gemeinschaftliche Aktivitäten; Planen und Bauen: Grundstück- und Gebädekauf, Vermittlung, Verkauf und Vermietung der Wohnungs-, Büro- und Gewerbeflächen, Planung und Ausführung der Umbau-Maßnahmen sollten von der Wohnbauintiative in Selbstverwaltung und Selbsthilfe durchgeführt werden. Makler und Bauträger sollten dabei kein Geschäft machen.

Also gründete man eine Vorgesellschaft „Private Wohnbauintiative – ehemalige Nudelfabrik Rohracker“. Dabei handelt es sich um eine Gesellschaft bürgerlichen Rechts (BGB-Gesellschaft), deren Ziel es ist, die rechtlichen und finanziellen Voraussetzungen für den Umbau des Gebäudes in Wohnraum zu prüfen. Mit der früheren Eigentümerin der Nudelfabrik wurde ein notariell beglaubigtes Vorverkaufsangebot vereinbart, das zeitlich befristet war. Zunächst sollte durch eine Bauvoranfrage geklärt werden, ob das Vorhaben überhaupt genehmigt werden kann. Gleichzeitig wurden die finanziellen Voraussetzungen sowie die endgültige Rechtsform geprüft. Außerdem mußten per Anzeigen und Presseberichte, Infoabende, Flugblätter, Prospekte etc. weitere Mitgesellschafter gefunden werden.

Zur Rechtsform der Hauptgesellschaft

Nach Beratung (u.a. WohnBund) und Diskussion kamen wir zu der Auffassung, daß auch später die Rechtsform einer BGB-Gesellschaft beibehalten werden soll. Die BGB-Gesellschaft kommt – nach Abwägung der rechtlichen, steuer-

AUS DEM WOHNBUND

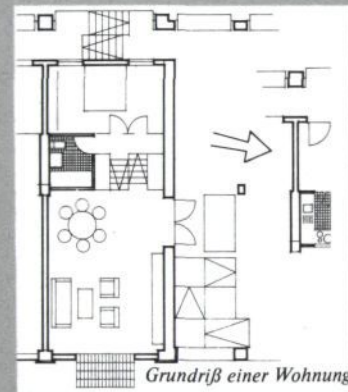


Die ehemalige „Funck'sche Nudelfabrik“, Fabrikhalle

Stuttgart-Rohracker – Gemeinsam Planen, Bauen und Wohnen



Außenansicht



Grundriß einer Wohnung

lichen und finanziellen Gesichtspunkte – der Vorstellung des gemeinschaftlichen Bauens und Wohnens, außer der Genossenschaft, am nächsten. Die BGB-Gesellschaft ist Eigentümerin des Gebäudes, die Wohnungen sind den einzelnen Gesellschaftern zur Nutzung übergeben. Alle das Haus betreffenden Angelegenheiten werden von den Gesellschaftern gemeinsam entschieden. Alle Gesellschafter haften gemeinsam.

Die Baukosten

Die Gesamtkosten des Projektes (incl. Baunebenkosten, Notar-, Anwaltskosten, Gebühren, Grunderwerbsteuer etc.) werden nach einem Schlüssel auf die Gesellschafter umgelegt (Quadratmeter/Wohntypen = Maisonette-, Etagen- oder Erdgeschoßwohnung sowie Gewerbefläche). Durch die gemeinsame Vermietung einzelner Wohnungen und Gewerbeflächen und durch öffentliche Zuschüsse der Stadt Stuttgart (Umwandlungsprämien für die Umnutzung von gewerblichen Räumen zu Wohnzwecken) können die Gesamtkosten für die einzelnen Gesellschafter reduziert werden. Es sollten

nicht nur Leute mit höherem Einkommen mitmachen können.

Organisation der Gruppe

Es gibt die Gesellschafterversammlung, die Bevollmächtigten, Arbeitsausschüsse und den Geschäftsführer. Die Gesellschafterversammlung berät alle Fragen und Probleme und trifft die Entscheidungen mit 2/3 Mehrheit. Nach außen wird die Gesellschaft durch drei gewählte Bevollmächtigte vertreten. Diese bereiten die Gesellschafterversammlung vor, verhandeln mit Banken, Notar, Rechtsanwalt, Nachbarn, Architekten, Fachingenieuren, Bauunternehmern, und sie überprüfen, stellvertretend für die Gruppe, Bauplanung, Auftragsvergabe (bei der sie mitentscheiden) und Baudurchführung.

Der angestellte Geschäftsführer, ein ehemaliger Mitarbeiter des Selbsthilfeprojektes Cheryskaserne Konstanz, übernimmt alle Verwaltungsaufgaben (mit Unterstützung); er koordiniert die verschiedenen Aktivitäten und berät die Gesellschaft in rechtlichen und finanziellen Fragen.

Einzelne Arbeitsgruppen unterstützen die Geschäftsführung, die Bevollmächtigten und die Diskussion der Gesellschafterversammlung: Öffentlichkeitsarbeit (Verkauf und Vermietung), Baugruppe (Grundsätze formulieren, Eigenleistung koordinieren), Finanzgruppe, Krabbelgruppe (Kindergarten).

Entwurf und Bauplanung wird von der Architektenkooperative Haih, Vöhringer und Partner, Stuttgart, durchgeführt, die auch den Umbau des Stuttgarter Theaterhauses geplant hat. Ebenso wurden alle Fachaufgaben wie Ingenieurleistungen, Baudurchführung, an professionelle Betriebe und Bera-

tungsbüros vergeben.

Bauliche Konzeption

Wir planen und bauen für die Bewohner: Jeder hat seine eigenen vier Wände, seine Tür, die er zumachen kann. Aber jeder hat auch das Angebot des gemeinsamen Wohnens und Zusammenlebens. Mit Werkstätten, Versammlungsräumen, Treffpunkten. Mit Räumen für den Beruf: Büros und Gewerbeflächen fürs Arbeiten und Wohnen unter einem Dach.

Baubiologische Vorstellungen konnten nur in Ansätzen verwirklicht werden: bei einer so großen Gruppe von 30 verschiedenen Bauherren und -frauen; in einem Stahlskelettbetonbau, der weitgehend erhalten werden sollte; bei den begrenzten finanziellen Möglichkeiten. Grundsatz war aber doch, Baustoffe nach Herkunft, Verarbeitung und Umweltverträglichkeit auszuwählen. Energiesparmaßnahmen sollten angemessen und „unkompliziert“ sein. Einiges wird gelingen: Ein Teil der Dachlandschaft wird mit baubiologisch einwandfreiem Material gedämmt. Natürliche Baustoffe wie Ziegel, Gips, Holzwohle und schließlich eine Gasversorgung erhielten den Zuschlag. Besonders stolz sind wir auf eine Anlage für die Regenwassernutzung. Der Abfall wird in fünf Containern getrennt gesammelt. Die Heizungsanlage ist für den späteren Einbau von Wärmepumpen und Solarkollektoren ausgerüstet. Die Fassade soll weitgehend begrünt werden.

Ein Teil des massigen Baukörpers wurde abgerissen, hier werden einige Bäume gepflanzt, und da müssen auch die Autos der Bewohner hin. Zwei Dacheinschnitte ergeben Gemeinschaftsterrassen; begrünte Laubengänge, von denen aus die Wohnungen erschlossen werden, weite Spielfläure, Wintergärten und verglaste Treppenhäuser lockern das Gebäude auf.

Die Wohnungsgrundrisse mit insgesamt 2.100 qm sind völlig individuell gestaltet und reichen von 40 bis 138 qm. Flure und Terrassen nehmen fast 700 qm ein. Den Gemeinschaftsräumen sind 200 qm vorbehalten, dazu kommen 100 qm für die Krabbelstube, den gemeinsamen Kindergarten, der auch Kindern des Ortes offen steht.

Die Gewerbeflächen werden differenziert genutzt: eine Arztpraxis (von Mitgesellschaftern), ein Atelier und Büroräume (jeweils ebenfalls von Mitgesellschaftern) sowie eine „Künstlerwohnung“, die an das Theaterhaus vermietet ist, nehmen insgesamt 300 qm ein.

Die ersten Überlegungen zu diesem Projekt wurden schon 1982 angestellt; nach 1 1/2 Jahren war die damalige Vorgesellschaft auf 15 Gesellschafter angewachsen, so daß die Gesamtfinanzierung gesichert war und der Beschluß über die endgültige Durchführung des Projektes getroffen werden konnte. Nach sechsmonatigen Verhandlungen mit Nachbarn wegen deren Einsprüchen konnte im Januar 1986 mit dem Bau begonnen werden. Für Ende 1986/Anfang 1987 rechnen wir mit Fertigstellung und Einzug. Und dann beginnt erst das eigentliche Abenteuer des gemeinsamen Wohnens und Lebens.

Werner Schellinger

Argumente

Um die Bewohner umwandlungsbetroffener Wohnsiedlungen und Häuser davon zu überzeugen, daß die genossenschaftliche Wohnform eine Alternative zur Privatisierung sein kann, haben wir die Argumente zusammengefaßt:

Wohnsicherheit

Die Überlassung einer Genossenschaftswohnung begründet ein dauerndes Nutzungsrecht des Mitglieds. Eine Kündigung wegen Eigenbedarf ist ausgeschlossen. Die Absicherung ist mit dem eingetragenen Dauerwohnrecht oder dem Einzeleigentum vergleichbar. Wer als Mitglied in einer Genossenschaftswohnung wohnt, der kann dort solange wohnen, wie er will.

Stabile Mieten

Für die Wirtschaftlichkeitsberechnung einer Genossenschaft im Bereich der ehemaligen NH-Wohnungen werden die momentanen Mieten oder in einem bestimmten Umfang dem Markt angepaßte Mieten zugrundegelegt. Die Ausgangslage ist mit der einer Übernahme durch die städtischen Wohnungsbaugesellschaften vergleichbar. In der Folge wird es für die Genossenschaftswohnungen keine realen Mieterhöhungen geben. Die Mieten bleiben stabil. Eine Anpassung des Pachtzinses an gestiegene Lebenshaltungskosten und Erhöhung der Bewirtschaftungskostenpauschale wird sich nur nominal auf die Miete auswirken. Wer sich heute eine Genossenschaftswohnung leisten kann, der kann sie auch auf Dauer leisten. Der Anteil des Einkommens, der für die Miete aufgebracht werden muß, bleibt stabil. Vergleichsmieten sind für Genossenschaften kein Maßstab und kein Grund zur Mieterhöhung.

Mitbestimmung

Über die Mitgliederversammlung, die mindestens zweimal jährlich stattfinden muß, kann jeder Genosse direkt Einfluß auf Geschäftsführung und Gestaltung der Genossenschaft nehmen. Darüber hinaus kann er sich in die Organe der Gesellschaft wählen lassen und aktiv an Führung und Verwaltung der Genossenschaft mitarbeiten. Nur eine Genossenschaft sichert den Bewohnern auf Dauer tatsäch-

liche Einflußnahme auf die Belange ihrer Siedlung.

Gebrauchswertorientiert

Eine Genossenschaft orientiert sich im Gegensatz zu GmbH und AG am Gebrauchswert, nicht am Ertrag des Kapitals. Die Mitglieder einer Genossenschaft sparen durch gemeinsames Handeln. Das ist ihr primäres Interesse. Solange die Bewohner mit Art und Zustand ihrer Wohnungen zufrieden sind, wird es daher keine Modernisierung geben und schon gar keinen Abriss mit anschließendem Neubau. Bei einer Orientierung am Ertrag einer Siedlung im Verhältnis zu ihrem Wert, kann es dagegen aus betriebswirtschaftlichen Gründen notwendig sein, zu modernisieren oder zu sanieren, um den Ertrag zum eingesetzten Kapital anzugleichen. Besonders gefährdet sind in diesem Zusammenhang Siedlungen mit geringer Dichte und einfacher Ausstattung, die auf teurem Grund stehen. Nicht so bei einer Genossenschaft. Bei einer Genossenschaft bestimmen die Mitglieder, ob und wann modernisiert wird, und solange sie sich wohl fühlen, solange der Gebrauchswert stimmt, bleibt alles, wie es ist, auch die Mieten.

Kein sozialer Verschleiß

Höhere Fluktuation und die Vermietungspolitik von Wohnungsbaugesellschaften führen bei älteren Wohnanlagen zu einer Umschichtung der Bewohnerstruktur. Mit zunehmendem Alter der Anlagen und einem vergleichsweise immer schlechter werdenden Ausstattungsstandard, kommt es zu einer Zunahme sozial schwacher Mieter. Da diese Mieter oft vom Wohnungsamt eingewiesen werden, kann man nicht immer voraussetzen, daß sie sich im gleichen Maße mit der Siedlung verbunden fühlen, wie ihre Vormieter. In der Folge ziehen alte Mieter aus der Siedlung fort, nicht weil sie mit der Wohnung unzufrieden sind, sondern weil sich der Charakter der Siedlung geändert hat. Der soziale Verschleiß tritt ein, dem meist der bauliche Verschleiß folgt, bis hin zur Sanierungsbedürftigkeit. Die Bewohnerfluktuation ist bei Genossenschaften bekanntermaßen niedrig. Selbstbestimmung und Selbstverantwortung garantieren den Erhalt der Siedlungen in ihrer jetzigen

Form und Zustand.

Mitwirkung bei der Bewohnerauswahl

Auch eine Genossenschaft wird der Stadt München Belegungsrechte einräumen, wobei auf ein Auswahlrecht sinnvollerweise nicht verzichtet werden kann. Als Beispiel sei hier die Genossenschaft „Heimat e.G.“ aus Frankfurt genannt. 40% der freierwerdenden Wohnungen werden dort an Sozialwohnungsberechtigte vergeben, die vom Wohnungsamt genannt werden, wobei die Genossenschaft die Wahl zwischen drei Bewerbern hat. 40% werden an Sozialwohnungsberechtigte vergeben, die sich direkt an die Genossenschaft wenden, und 20% können frei ohne Bindung vergeben werden. Dieses Modell kann uns als Vorbild für eine Münchner Lösung dienen. Momentan ist man in Frankfurt dabei, verbindliche Kriterien zu suchen, nach denen die Bewerber ausgesucht werden. Nur in einer Genossenschaft gibt es die Möglichkeit mitzuentcheiden, wer der neue Nachbar wird. Belegungsrechte für die Stadt sind notwendig, doch nur mit der Mitwirkung der Genossenschaft kann das Ziel sozialer Integration erreicht werden.

Selbsthilfe hilft Kosten sparen

Bei Modellrechnungen wird man vorerst von den in der Wohnungswirtschaft üblichen Bewirtschaftungskosten von ca. 2,50 DM/m² ausgehen. Doch wird die Erfahrung zeigen, daß ehrenamtliche Leistungen der Bewohner bei Verwaltung und Instandhaltung zu niedrigeren, als den gemeinhin üblichen Kosten führen werden. Darüber hinaus werden durch die Selbstverwaltung normalerweise als „versteckte Gewinne“ bezeichnete Überschüsse aus Mietausfallwagnis und Verwaltung garantiert den Bewohnern zugute kommen. Selbstverwaltung gibt die Chance Kosten einzusparen und garantiert, daß nur tatsächlich anfallende Kosten bezahlt werden müssen. Überschüsse können an die Mitglieder der Genossenschaft ausgezahlt werden.

Gemeinsames Handeln

macht nicht nur stark, sondern schafft auch ein anderes Lebensgefühl. Durch gemeinsames Ent-

scheiden und Verantworten lernt man den Nachbarn kennen, und die Anonymität der Großstadt kann für den Bereich des Wohnens überwunden werden. Eine Chance bietet sich dabei besonders auch für Alleinstehende und ältere Menschen. Eine funktionierende Nachbarschaft hebt den Wohnwert mehr als Quadratmeter und Ausstattung.

Soziale Dienste

Die Gründung einer Genossenschaft ist der erste Schritt für die Bewohner, ihre Belange selbst in die Hand zu nehmen. In der Tradition der Genossenschaften kann daraus ein Netz entstehen, das weit über die Wohnungsverordnung hinaus kulturelle und soziale Aufgaben für die Mitglieder erfüllt. Zwei Aspekte erscheinen dabei besonders bemerkenswert. Durch die Übernahme sozialer Dienste, wie Alten- und Krankenbetreuung, durch die Bewohnergemeinschaft wird die Schwelle zur Annahme öffentlicher Fürsorgeleistungen erhöht. Und in Zeiten wachsender Arbeitslosigkeit auf der einen und zunehmender Freizeit auf der anderen Seite kommt der Wohnung und dem Wohnumfeld als Bereich für Selbstbestätigung und Erfüllung wachsende Bedeutung zu. Genossenschaft ist mehr, als preiswert zur Miete wohnen. Die Genossenschaft als Betätigungsfeld für sinnvolles selbstbestimmtes Handeln.

Wechselverhältnis Stadt-Genossenschaft

Mit einem hohen Aufwand an Mitteln hat die Stadt München der NH die Wohnungen abgekauft, um die Rechte der Mieter zu wahren. Der Aufwand ist gerechtfertigt, wenn nun eine Bindung auf Dauer erreicht werden kann. Es kann nicht Sinn des Ankaufs sein, die entstandenen Kosten auf die Bewohner umzuwälzen. Bei einem Genossenschaftsmodell wären die Bewohner aber in der Lage, die Stadt bei ihren kommunalen Aufgaben zu entlasten, wie z.B. dem Aufbau eigener Infrastruktur, Stabilisierung des Stadtteils usw., und damit einen Anteil zu leisten. Eine Genossenschaft ist für einen Bewohner wie auch für die Stadt München die günstigste Trägerform für die ehemaligen NH-Wohnungen.

Christian Herde

Doppelausstellung „ANDERS LEBEN“ in Köln

Bis zum 22.6. läuft die Doppelausstellung ANDERS LEBEN in Köln. Im „Historischen Stadtmuseum“ steht die vollkommen neue Ausstellung „Genossenschaftlich Wohnen. Wohnreform in Köln“. Auf Nachfrage werden Führungen und Begleitung bei Busrundfahrten angeboten (0221/2212367). Ein eigener Buchkatalog, der die Geschichte der Kölner Wohnreform wiedergibt und 138 (!) Genossenschaften dokumentiert, ist erschienen (Bachem Verlag, ca. 30,- DM). Dies ist das 9. Projekt der „wachsenden Ausstellung“ der „Ausstellungsgruppe Genossenschaften im WohnBund“ innerhalb von NRW. Essen und Mönchengladbach sind in Planung; Mitträger und Kooperanten werden immer gesucht. Kontakt: A. Mersmann 0202/763415.



VERMISCHTES

Jobs for a Change

Im September '85 war eine Gruppe von 10 Studenten, Arbeitslosen und Wissenschaftlern, unterstützt vom AstA der TU, in London. Dort hatte es sich die sozialdemokratische Stadtregierung geleistet, einige 100 Mio DM in den Versuch zu investieren, eine alternative, basisorientierte, emanzipatorische Politik gegen Arbeitslosigkeit (in London allein über 500.000) und für eine andere Produktion zu entwickeln. Grundlage dieses Versu-

ches war die enge Zusammenarbeit mit Stadtteilgruppen, ethnischen Minderheiten, Arbeitsloseninitiativen, gewerkschaftlichen Vertrauensleuten u.v.a. mehr. Am 1.4. dieses Jahres ist die gewählte Regierung der Stadt London von Thatcher per Gesetz abgeschafft worden. Zur Veranschaulichung stelle mensch sich vor: Börner setzt Wallmann ab und regiert Frankfurt von Wiesbaden aus oder Kohl streicht die rotgrüne Landesregierung und regiert Hessen von Bonn aus selbst. Hessen hat 5,5 Mio Einwohner, London 8-10 Mio !!!

Nunmehr liegt der Bericht der Reisegruppe vor, eine der letzten Momentaufnahmen des auch und gerade für Berlin beispielhaften Londoner Modells vor der Abschaffung. Bestellungen über:

ASTA der TU Berlin
Marchstr. 6
1000 Berlin 10

AUS DEN HOCHSCHULEN

Neue Architekturlehrer an der ETH Zürich

Mit Beginn des Wintersemesters 1985/86 sind an der ETH Zürich sechs Architekten neu in das Personal der Architekturlehre übernommen worden. Für die Architekturausbildung in der Oberstufe, also im zweiten Studienabschnitt, ergeben sich damit für die Studenten 11 statt bisher acht Möglichkeiten, unter Professoren und Gastdozenten auszuwählen. Auch wenn unter diesen durchaus viele Gemeinsamkeiten bestehen, so ist an dieser Hochschule doch eine breite Palette angeboten.

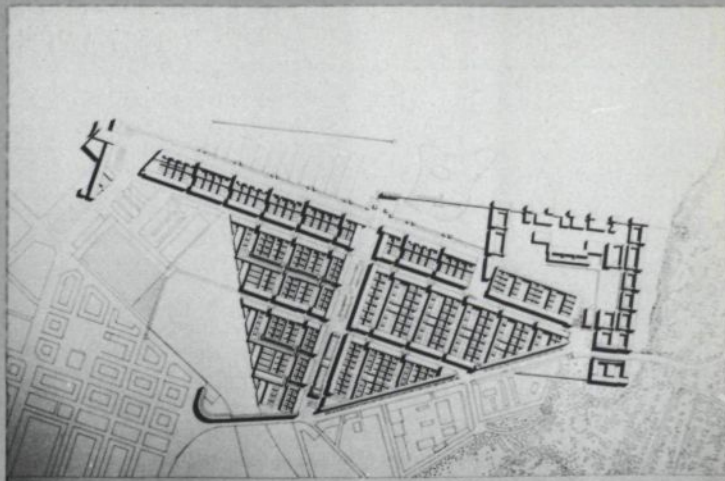
Schon vorher, in den Jahren von 1975 bis 1977 als Gastdozent tätig, mit der Schule vertraut war der Tessiner Architekt Mario Campi, seit 1962 zusammen mit Franco Pessina und zeitweise mit Niki Piazzoli selbständig in Lugano tätig. Bekannt wurde er unter anderem durch den Umbau des Castel Montebello in Bellinzona zu einem Museum, dem „Museo Civico“. Neben der reichen Bautätigkeit seines Büros im Tessin (Volksschulen, Schulungszentren, Restaurationen von historischen Bauten, Einfamilienhäuser) war Mario Campi von 1977 bis zu seiner Berufung nach Zürich mit Lehrtätigkeit und Designkritik an verschiedenen Hochschulen in den Vereinigten Staaten und an der Ecole Polytechnique Fédérale Lausanne tätig.

Aus dem Kulturbereich der Suisse Romande kommt einer der beiden neuberufenen Assistenzprofessoren, Vincent Mangeat, Architekt in Nyon am Genfer See und bislang auch als Assistent an der Architekturabteilung der EPF Lausanne. Seine Bauten findet man im Kanton Waadt: mehrere Schulbauten, Wohnungsbauten in Crassier, die Restauration und Erweiterung eines Schlosses in Tannay, Fabrikationsgebäude einer Fleischwarenfirma im Wallis.

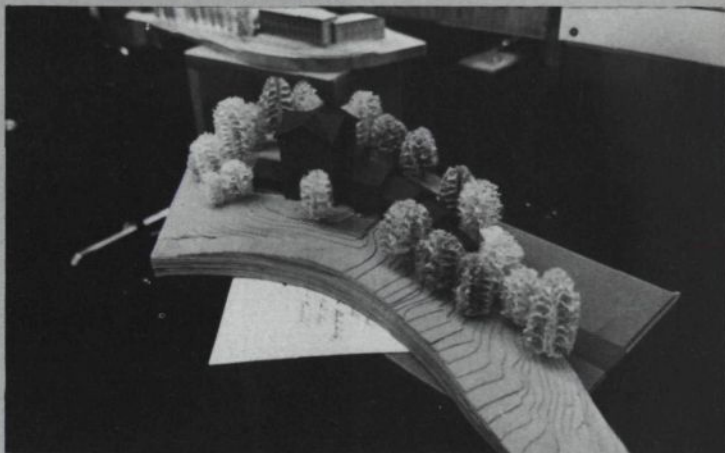
Die zweite Assistenzprofessur trat der Tessiner Fabio Reinhart an, dessen Lehrtätigkeit an der ETH schon durch seine zweijährige Gastdozentur (1983/85) Kontinuität besitzt. Das Wesentliche an seiner Lehre ist das Arbeiten mit architektonischen Reminiszenzen und deren Übernahme in das heutige post-moderne Bauen, wie auch das Bauwerk, durch das er und Bruno Reichlin in die Architekturdiskussion gerückt sind, die Casa Tonini in Torricella/Tessin, eine in heutige Baumaterialien und -techniken gefaßte Erinnerung an Palladios Villa Rotonda ist.

Im Zweijahresturnus wechseln an der ETH Zürich die Gastdozenten, so daß Architekten, die im Gespräch sind, die Möglichkeit bekommen, durch den Multiplikator ihrer Schüler ihre architektonischen Ideen in eine Studentengeneration einfließen zu lassen. Daneben verliert die Lehre nie an Aktualität. Einer der drei neuen Gastdozenten ist Arthur Ruegg, welcher ebenfalls schon mehrmals an der ETH tätig gewesen ist (1974-79 Assistent bei Dolf Schnebli, 1984 ein Semester Gastdozent in Vertretung von Silvia Gmür). Nach seinem Diplom 1967 und Arbeit in verschiedenen Büros in Zürich, Paris und Boston gründete er 1971 das Architekturbüro ARCOOP, zusammen mit Ueli Marbach und Heinz Ronner, Professor an der ETH. 1979 war er Gastdozent an der University of Syracuse/NY, USA. Sein Büro leistete in den letzten Jahren einen wichtigen Beitrag für die Architektur des städtischen Wohnens in Zürich (Wohnbebauung „Maneschhof“, durch Laubengänge erschlossene zweigeschossige Wohntypen in einem neuen „Block“ inmitten der Zürcher Jahrhundertwende-Bebauung).

Die Basler Architektin Kathari-



Entwurf am Lehrstuhl Mario Campi. Städtebauliches Projekt Luzern-Tribschen. Einem Bereich der Stadterweiterung am Ufer des Vierwaldstätter Sees wird eine neue städtebaulich-architektonische Idee zugrundegelegt.



Entwürfe am Lehrstuhl Fabio Reinhart. Bau eines Konsultsgebäudes in Zürich. Die historische Architektursprache des jeweiligen Landes wird zum Vorbild für die Architektur der

na Steib, seit 1957 zusammen mit ihrem Ehemann Wilfrid Inhaberin eines Architekturbüros, wird ebenfalls für zwei Jahre Architekturunterricht an der Zürcher Hochschule geben. Neben Schulbauten im Basler Raum (Realschule Arlesheim, Schulanlage Egerfeld in Rheinfelden) und Wohnüberbauungen in Basel ist der Um- und Neubau einer ehemaligen Fabrik zum Museum

für Gegenwartskunst im Basler St.-Albantal das bekannteste Werk der beiden Architekten.

Ebenfalls für zwei Jahre in Zürich ist der Österreicher Heinz Tesar. Der Absolvent der Akademie der Bildenden Künste in Wien (1965) besitzt seit 1973 ein eigenes Architekturbüro in Wien und war bis 1977 im Vorstand der Österreichischen Gesellschaft für Archi-



STADT UND ARCHITEKTUR IM FILM

Aspekte 771

20 Jahre Stadtveränderung –

dargestellt an drei historischen Querschnittbeobachtungen
in Regensburg (ZDF 1985)

Gerade eine Generation ist seitdem vergangen und doch gibt es markante Veränderungen – weniger der Stadt – als in der Einstellung gegenüber der Stadt, wie es u.a. auch G. Kiesow, Hessens Landeskonservator, ausdrückte.

Offensichtlich bedarf es hier jedoch der Differenzierung, denn ei-

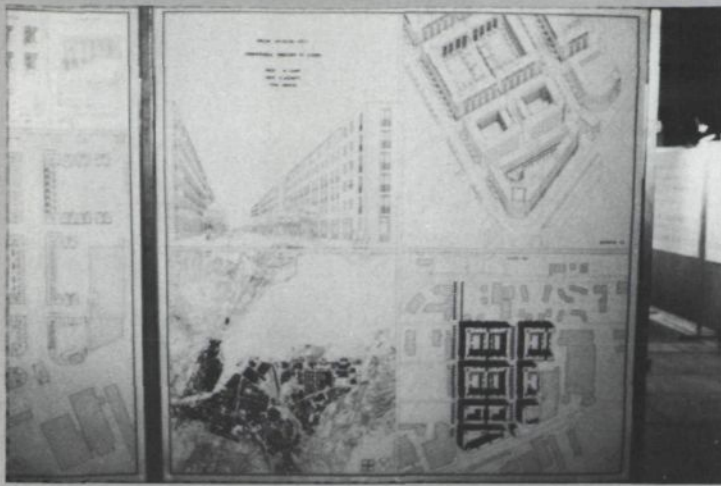
ne Bürgerinitiative in der Stadt ist da ganz anderer Meinung. Sie hatte sich gegründet, um die Altstadt für die gesamte Bevölkerung Regensburgs allmählich wieder anzueignen. So entstanden Altstadtfesten, die – zur offiziellen Meinung des Kulturdezernats – abweichende kulturelle Ausdrucksweisen reali-

sierten. Das war in den 70er Jahren im großen Rahmen einer bereits länger andauernden Altstadtanierung. Damals berichtete Aspekte darüber. Heute – 10 Jahre später – suchte Aspekte die Initiatoren erneut auf und fragte nach dem Resümee. Dieses fiel von seiten der Bürgerinitiative deutlich aus: die politisch Verantwortlichen wußten eigentlich immer noch nichts mit der Altstadt anzufangen, früher sei sie ihnen Verkehrshindernis gewesen, heute Objekt der Touristen. Die Stadtfeste würden nun von der Stadt verwaltet werden und die von der BI einmal verfolgten Ziele seien damit auch nicht mehr vertreten. An der Einstellung zur Stadt hat sich auf offizieller Seite also wenig geändert. Es bleibt: Stadt als Kommerz.

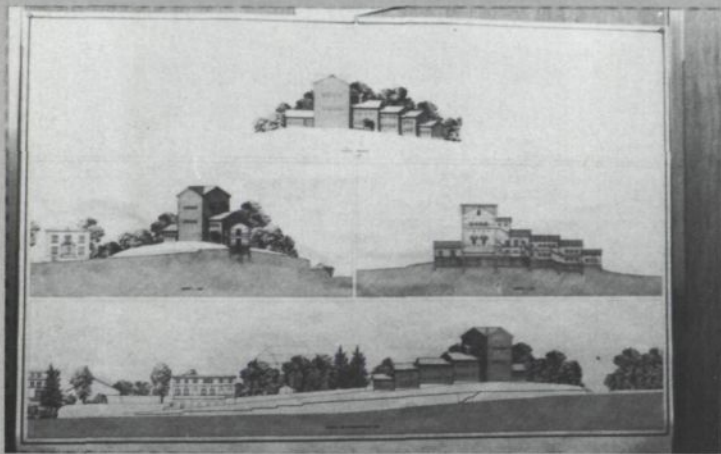
Dies ist nur ein Ausschnitt aus drei zeitlichen Querschnittsberichten, die die Aspekteredaktion nun zu einem Gesamtbericht zusammengefaßt hat. Bereits 1966 hatte sie über den desolaten Zustand der Altstadt Regensburgs berichtet und für Hilfe von außen geworben.

1977 brachte sie dann den Bericht über die Stadtfestinitiative. Ein letzter Beitrag, der sich ausdrücklich auf beide vorherigen bezieht, wurde Ende 1985 verfaßt.

Man erfährt nun so einiges über den Wandel der Argumente für den Stadtbau und dessen Daseinsformen wie auch über die Berichterstattung darüber. Der erste Bericht war – obwohl in knapper Form – klar gegliedert in die Sozialgeschichte der Stadt und die aktuelle wirtschaftliche und bauliche Situation. Größe der Altstadt, Einwohnerzahl und Wanderungssalden, sowie die planerischen Positionen und Absichten von offizieller Seite. Selbstverständlich war damals noch: Betroffene Bürger kamen nur als Objekt der Verhandlung vor, nicht aber selbst zu Wort. Man bekommt Hinweise zu den damals laufenden Modellfallanierungen, den Vorläufern letztlich des StBauFG und zu Interessengruppen: Der Kulturkreis des Bundesverbandes der Deutschen Industrie stiftete ein Städtebauliches Seminar, welches sich jahrelang mit



Diplomarbeit am Lehrstuhl Mario Campi. Werkhofareal Luzern-Tribschen. Städtebauliche Arbeit mit Bearbeitung eines Objekts in architektonischer Hinsicht.



Botschaft, die mit Hilfe des formalen Ausdrucks von der Identität des Landes zeugt. Hier: russische Botschaft.

tektur. 1983 war Heinz Tesar Gastdozent an der Cornell University in Ithaca, USA. Seine Bautätigkeit erstreckt sich über Wohnbauten (Wohnhaus Einsiedlergasse, Wien, Wohnsiedlung Aspern), Einfamilienhäuser (Haus Grass, Bregenz), Bauten für kirchliche Zwecke (Pfarrkirche und Friedhof Kleinarl). Daneben existieren zahlreiche unausgeführte Projekte und

Publikationen für Ereignisse im Architekturleben Österreichs, der USA, Italiens und der Schweiz.

Neben den erwähnten Entwurfslehrern für den 3. und 4. Jahreskurs bekam die Architekturabteilung der ETH Zürich noch zwei weitere Professoren: Die Architektin Flora Ruchat-Roncati, die zusammen mit den Professoren Spieker und Ronner den 2. Jahreskurs unterrichtet,

der Erhaltung und Umnutzung der alten Substanz und der Verkehrs-führung auseinandersetzt (!?). Die bekannten Schlagworte der Zeit – Licht, Luft und Verkehr – werden wohl vorgetragen, klingen jedoch im Original wesentlich zurückhaltender als in der Erinnerung. Erhaltung, vorsichtiger Umbau und neue Nutzungen wurden überlegt, auch die qualitative Verbesserung für alte Nutzungen, etwa wie innerstädtisches Wohnen weiterhin möglich wäre, wurde bedacht.

Der zweite – sehr kurze – Bericht von 1977 zeigt stolz eine der ersten Wiederherstellungen historischer Bausubstanz in Regensburg und deren Nutzung mit 38 Wohnungen. Eine Rentnerin wird nach ihrer Zufriedenheit befragt. Die Antworten klingen schon damals sehr nach sozialer Erwünschtheit. Der Schwerpunkt des Berichtes liegt nun auf der derzeit neuen Situation von Bürgerinitiativen und den Interviews zweier Mitglieder. Sonstige Wirtschafts- oder Sozialdaten der Stadt fehlen ganz.

Auch der dritte Bericht kann sich den modischen Wendungen nicht ganz entziehen und beginnt gleich so richtig mit einem Abschleppvorgang eines Pkw aus einer Fußgängerzone und bestätigenden Interviews. Jedoch der Aufhänger für Stadtverkehr ist gegeben und der Rück- und Umbau von Straßen und Plätzen zu Fußgängerzonen geliefert. So weiß der Autor (Volker Panzer) zu berichten, daß die Befreiung der Plätze vom Verkehr nun endlich wieder den städtebaulichen Zweck der in den letzten Jahren restaurierten und sanierten Prachtbauten hervortreten lasse, nämlich „als wichtige Begrenzung einer Piazza“ zu dienen. Neben der weiteren Fehlinformation, daß die Stadtstraße erst im 20. Jahrhundert nicht mehr dem Verkehr genügen, erfährt man nun, daß es nach 1966 doch größere Bestrebungen gegeben haben muß, die Stadt mit vier größeren Verkehrsachsen zu durchschneiden. Offensichtlich hat es jedoch nie so viel Entwicklungsdruck gegeben, daß Mittel und politische Durchsetzungskraft

sowie den Kunsthistoriker Werner Oechslin, der neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit einen Teil des Kunst- und Architekturgeschichteunterrichts übernimmt. Werner Oechslin dissertierte 1970 an der Universität Zürich über „Bildungs- und Antikenrezeption des frühen Settecento in Rom“. Er schreibt für die Architekturzeitschriften „Archithese“ und „Werk, Bauen + Wohnen“, und verfaßte zahlreiche Aufsätze in deutschen, schweizerischen, italienischen und französischen Zeitschriften über kunsthistorische Themen. Vom Sommer 1980 bis zum Wintersemester 1984/85 war Oechslin Professor an der Universität Bonn. Vorträge an verschiedenen Kongressen über Barockarchitektur sowie seine Arbeit als Mitverfasser des Buches „Festarchitektur – Der Architekt als Inszenierungskünstler“ umrei-

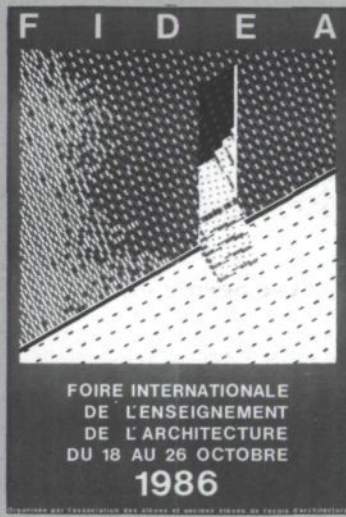
ßen sein Interessengebiet, mit dem er auch den neueren Architektur-auffassungen an der ETH Zürich theoretischen Hintergrund gibt.

Ergänzend zu den kurzen Beschreibungen der Architekturlehre seien noch einige Entwürfe des vergangenen Wintersemesters vorgestellt. Den Entwurfsverfassern geht es nicht nur um das Erfüllen funktionaler und ästhetischer Vorgaben, sondern um das Treffen architektonischer Aussagen zur Definition und Interpretation des Ortes, für den das Projekt geschaffen ist. In dieser Denkart, die die Architektur als autonome Disziplin zum Ziele hat, hat mancher Entwurf eher den Charakter eines Manifestes, Realisierbarkeit und Machbarkeit sind nicht mehr Hauptaspekt.

Jürgen R. Rauch

Colloquium über Architekturlehre in Paris

Unter der Schirmherrschaft der UNESCO und des französischen Ministers für Städtebau, Wohnungswesen und Verkehr wird vom 20. bis 22. Oktober 1986 in Paris ein



internationales Colloquium über den Stand der Architekturlehre stattfinden. An den drei Tagen sollen 1. die räumlichen Voraussetzungen und die pädagogischen Methoden, 2. Fragen der Kooperation und des Austauschs, 3. die Möglichkeiten einer rationalen und ökonomischen Organisation und Führung der Lehre diskutiert werden. Das Colloquium wird von einer Ausstellung begleitet, mit der sich 22 Architekturschulen aus aller Welt sich selbst und ihre Perspektiven darstellen. Von den deutschen Hochschulen beteiligen sich der Fachbereich Architektur an der TU Hannover und die Architekturabteilung der TU Stuttgart. Mit der Organisation des Kongresses ist die Ecole d'Architecture Paris-Villemin, 148, rue de Fg. Saint-Martin, F-750 10 Paris, Tel. 0033/1/4203 1429, beauftragt (verantwortlich Jacques Allegret). Dort auch Anmeldung, Einschreibung und Hotelreservierung. Lokaler Anlaß des Colloquiums ist der Umzug der Schule für Architektur Paris-Villemin in die Bauten des ehemaligen Convents Récollet aus dem 17. Jahrhundert.

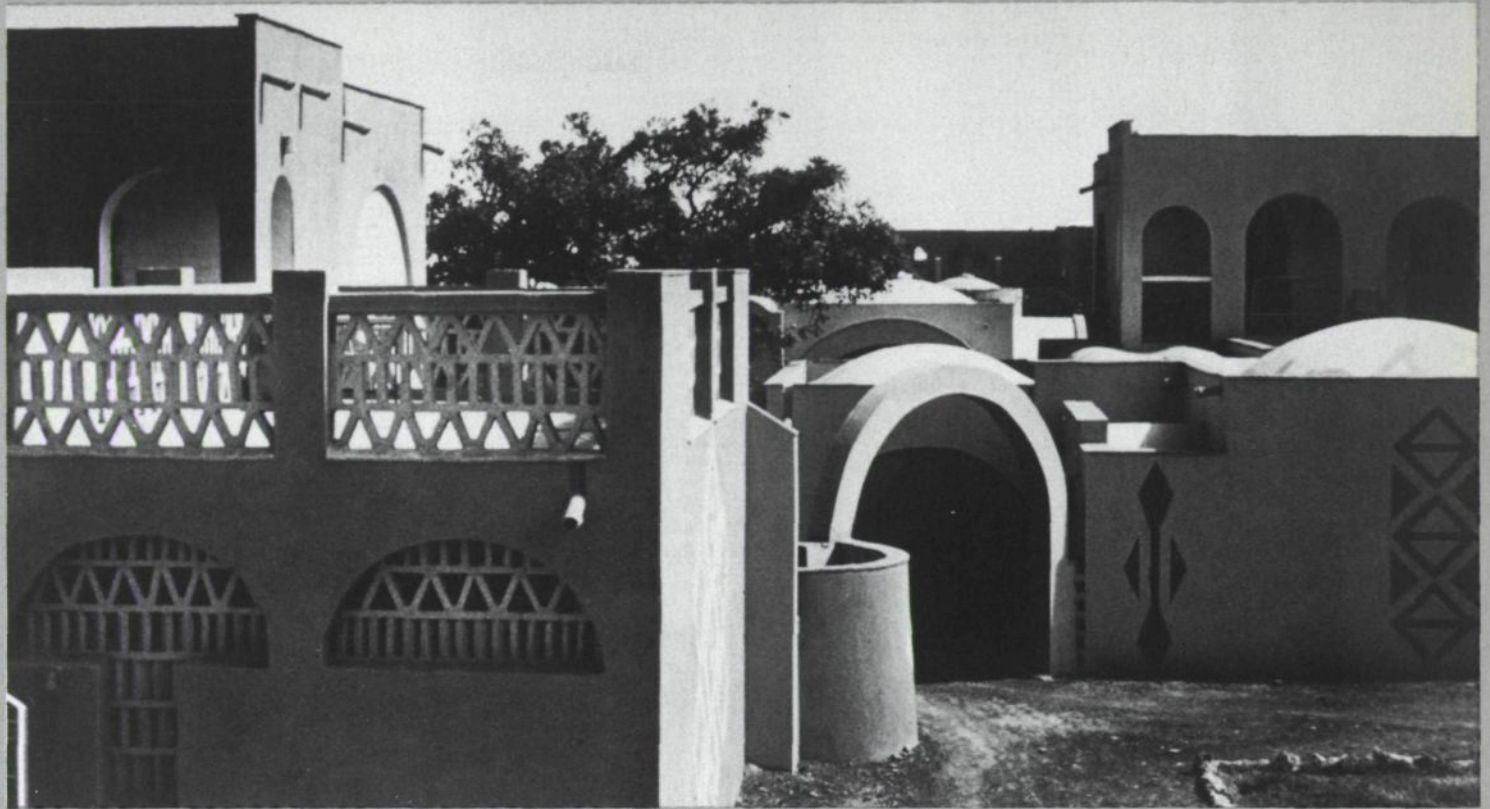
dafür mobilisiert werden konnten. Auf diese Art konnte das Wohnen in der Altstadt ausgeweitet und diese in ihrer baulichen Struktur erhalten werden. Die Rentnerin von 1977 wird wieder befragt und ist noch allumfassender zufrieden. Ihre Miete ist in den Jahren seit 1977 von 172,- auf 380,-DM gestiegen. Sie selbst gibt jetzt einen höheren Mietsatz für den Zeitpunkt ihres Einzugs an als damals. Die Verlässlichkeit der „oral history“ oder auch schlicht gesagt, der nicht methodischen Publikumsbefragung zeigt einmal mehr ihre Tücken.

Tückisch ist ebenfalls der neue Glanz des innerstädtischen Wohnens. Vorgeführt werden nur Privateigentümer (u.a. ein Architekt), die mit „mehreren hunderttausend Mark“ und einer Million, die zur Hälfte subventioniert wurden, ihre neuen Domizile schufen. Die Bürgerinitiative hatte eine Alten tagesstätte in der inneren Stadt angestrebt, jedoch in den dafür vorgesehenen Räumen residiert nun eine vornehme Galerie. Die Altstadt ist „chic“.

Der Sozialraum Stadt, so können wir zusammenfassen, ist immer noch ein Abbild der Sozialordnung und da sind trotz und mit Bürgerinitiativen bestimmte Bereiche nur bestimmten wohlhabenden Bürgern zugänglich. Darin haben diese Gruppen ihre Einstellung zur Stadt auch nicht verändert und darin hat sich auch die Stadt nicht verändert.

Diesen Trend erhellt die Berichterstattung nur wenig. Die Information über gesellschaftliche Daten nimmt historisch ab, die über Stil und Form zu. Die Zusammenfassung der Beiträge zu einem historischen Überblick liefert trotzdem einen guten Focus zur Stadtentwicklung einer historischen Mittelstadt, auch, wenn ursprünglich sicherlich nicht als Langzeitbeobachtung geplant und daher die Indikatorenverwendung eher zufällig wird, so scheint sie doch verwendbar bei fachlich vorgebildeten Gruppen, die Rahmendaten von Städtebaurecht und bundesdeutscher Gesellschaftsentwicklung ergänzen können, Langzeitbeobachtungen sind eben selten.

Volker Roscher



Zweigeschossiger Wohnbereich für Studenten und Lehrer

Fotos: Michael Peterek

Panafrikanisches Institut für Entwicklung in Ouagadougou

Als Folge der Energiekrise und der fortlaufend steigenden Preise, die für den Import „moderner“ Baumaterialien (Zement, Stahl, Aluminium usw.) zu zahlen sind, aber auch im Zuge eines wachsenden National- und Kulturbewußtseins einzelner Länder, ist vielerorts in Westafrika eine, wenn auch langsame, Rückbesinnung auf traditionelle Bauweisen zu beobachten. Die Gruppe ADAUA *Association pour le Développement Naturel d'une Architecture et d'un Urbanisme Africains*, eine nichtstaatliche, gemeinnützige Organisation mit ihrem Generalsekretariat in Ouagadougou (in Burkina Faso, dem ehemaligen Obervolta) und weiteren Büros im Senegal, in Mauretanien und in Mali, beschäftigt sich seit 1975 mit der Erforschung und Verwendung von lokalen Materialien.

Neben der Erprobung von Konstruktionen aus Gips und gebrannten Ziegeln wird vor allem Lehm verwendet, der traditionelle Baustoff Westafrikas par excellence. Um die Festigkeit und Dauerhaftigkeit des Lehms zu verbessern, wird dieser durch Hinzugabe von u.a. Zement, Kalk, Stroh oder Kuhmist stabilisiert.

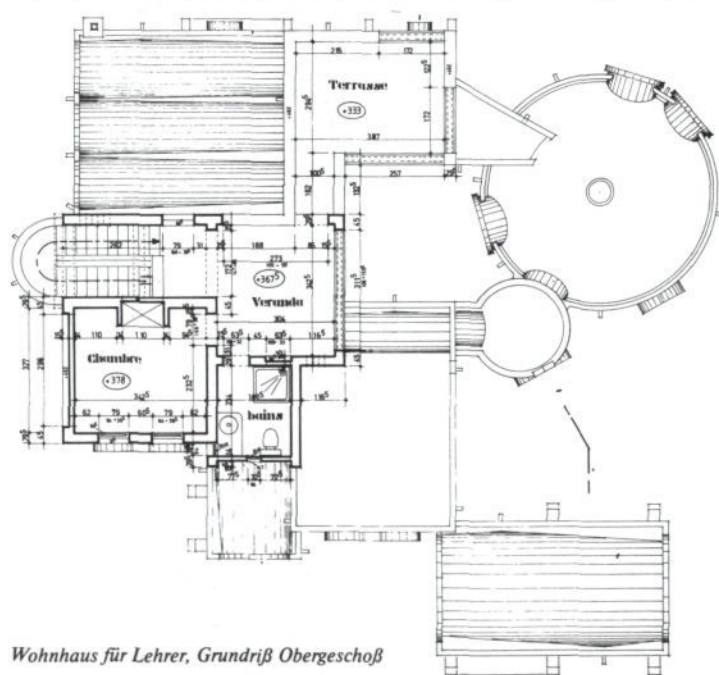
Das Panafrikanische Institut für Entwicklung in Ouagadougou ist eines der größten jemals von ADAUA realisierten Projekte aus Lehm. Die Anlage umfaßt Wohnkomplexe für Studenten und Lehrer, einen Verwaltungstrakt, eine Mensa, Klassen- und Versammlungsräume sowie eine Bibliothek. Die zum Teil zweigeschossigen Gebäude bestehen in all ihren Teilen aus Lehmsteinen. Selbst in den Stützen und den Geschoßdecken befindet sich kein Gramm Stahl. Die Ziegel wurden je nach Bauteil mit 4% bis 8% Zement stabilisiert und mit Hilfe einer Handpresse mit einer Verdichtung von 40/kp/cm² hergestellt. Die tragenden Wände sind 30 bis 40 Zentimeter dick, mit Druckfestigkeiten bis zu 100 kp/2. Alle Tür- und Fensterstürze sowie

alle Decken und Überdachungen sind als Bögen, Gewölbe oder Kuppeln ausgebildet, um den Lehmstein allein auf Druck zu beanspruchen. Die Gewölbe und Kuppeln wurden dabei weitgehend ohne die Inanspruchnahme einer Holzschalung hergestellt, unter Anwendung einer traditionellen Wölbungstechnik, bei der die Steine in einem bestimmten Neigungswinkel, welcher ein Abrutschen beim Hochmauern verhindert, aufeinander geschichtet werden.

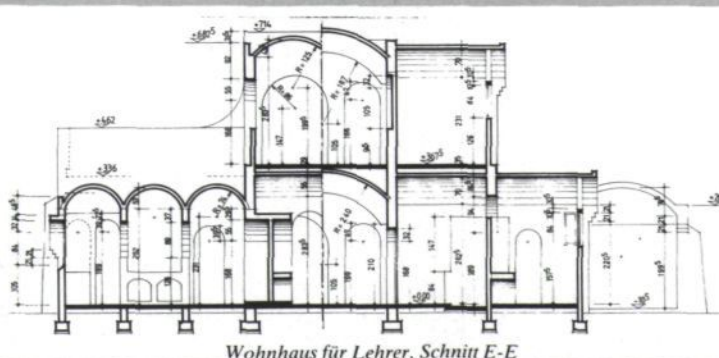
Wie bei allen anderen Baustellen von ADAUA wurde auch bei diesem Projekt der Ausbildung von neuen Ziegelherstellern und Mauern durch Equipen, die in der Lehmbautechnik schon erfahren sind, größte Aufmerksamkeit geschenkt. Diese Handwerker, die aus verschiedenen Landesteilen kamen, gingen später in ihre jeweiligen Regionen zurück, wo sie sich als Kollektive organisieren und bei der Durchführung von ADAUA-Bauten ihrerseits neue Mitarbeiter ausbilden bzw. in vielen Fällen (so bei Gemeinschafts- und Wohnbauten) unmittelbar mit der Bevölkerung zusammenarbeiten sollen. Die Lehmbautechnik ist im Vergleich zu manchen „modernen“ Bautechniken so einfach, daß einem Laien in relativ kurzer Zeit grundlegende Fähigkeiten vermittelt werden können. ADAUA hofft, auf diese Weise ein neues Bewußtsein für traditionelle, angepasste Materialien und Techniken erwecken und gleichzeitig die Bevölkerung verstärkt an der Gestaltung ihrer eigenen Umwelt beteiligen zu können.

Im Rahmen des Basisgesundheitsprojektes des Deutschen Entwicklungsdienstes in Burkina Faso planen die Architekten des DED, noch in diesem Jahr eine Ambulanz- und Entbindungsstation in Zusammenarbeit mit ADAUA zu errichten. Wir werden darüber berichten.

Michael Peterek



Wohnhaus für Lehrer, Grundriß Obergeschoß



Wohnhaus für Lehrer, Schnitt E-E

Ein kleiner Klassenraum



Durchgänge und Durchblicke

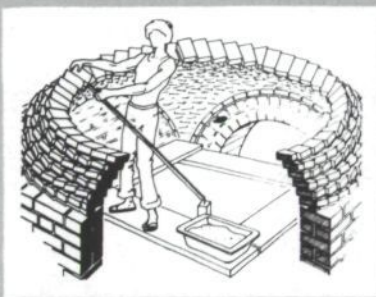


Im Oktober 85 konnte ich ein weiteres ADAUA-Projekt kurz nach Fertigstellung besuchen. Es handelt sich um insgesamt 11 Wohnhäuser für Funktionäre im neuen Viertel am Flughafen von Ouagadougou (Burkina Faso) an der Ausfallstraße nach Pô. Innerhalb der für schwarz-afrikanische Verhältnisse typischen, weitläufigen städtischen Bebauung (einschossige Wohngebäude mit Hof von einer Mauer gegen die Straße abgegrenzt, traditionell aus Lehm, heute eher aus Betonstein o.ä. mit klimatisch ungünstigen, aber widerstandsfähigen Wellblechdächern) ragen die ADAUA-Bauten an zwei Stellen als die „arabischen“ Teile heraus.

Auch hier die gleichen Elemente der vorherigen ADAUA-Projekte: eine verschachtelte Architektur, die auch das plastische vom Baukörper selbst getragenen Ornament nicht scheut, die Raumabschlüsse nach oben grundsätzlich als Tonnen oder Kuppeln ausgebildet, mit hoher Kunst aus Lehmsteinen gemauert. Außen verputzt und etwas bonbonfarben gestrichen, innen weiß gekalkt.

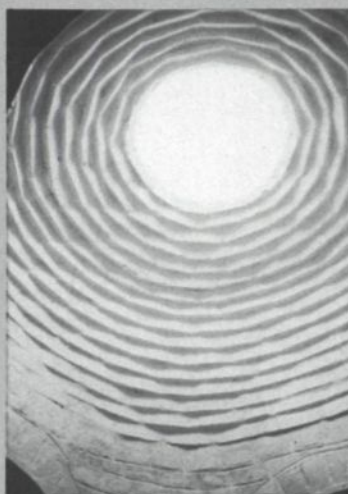
Bei 35° C Außentemperatur im Schatten – von Beginn bis Ende der Trockenzeit mit steigender Tendenz – schlägt dem Besucher beim Betreten sofort die angenehme Kühle entgegen, die die massiven Lehmmauern abstrahlen. Derart angenehmes Wohnklima läßt sich

Cooler



ADAUA-Graphik zur Mauertechnik der Kuppeln ganz ohne Schalung

Wohnen



Blick in die gemauerte Kuppel mit Oberlicht
Fotos: Serwel/Auslöser

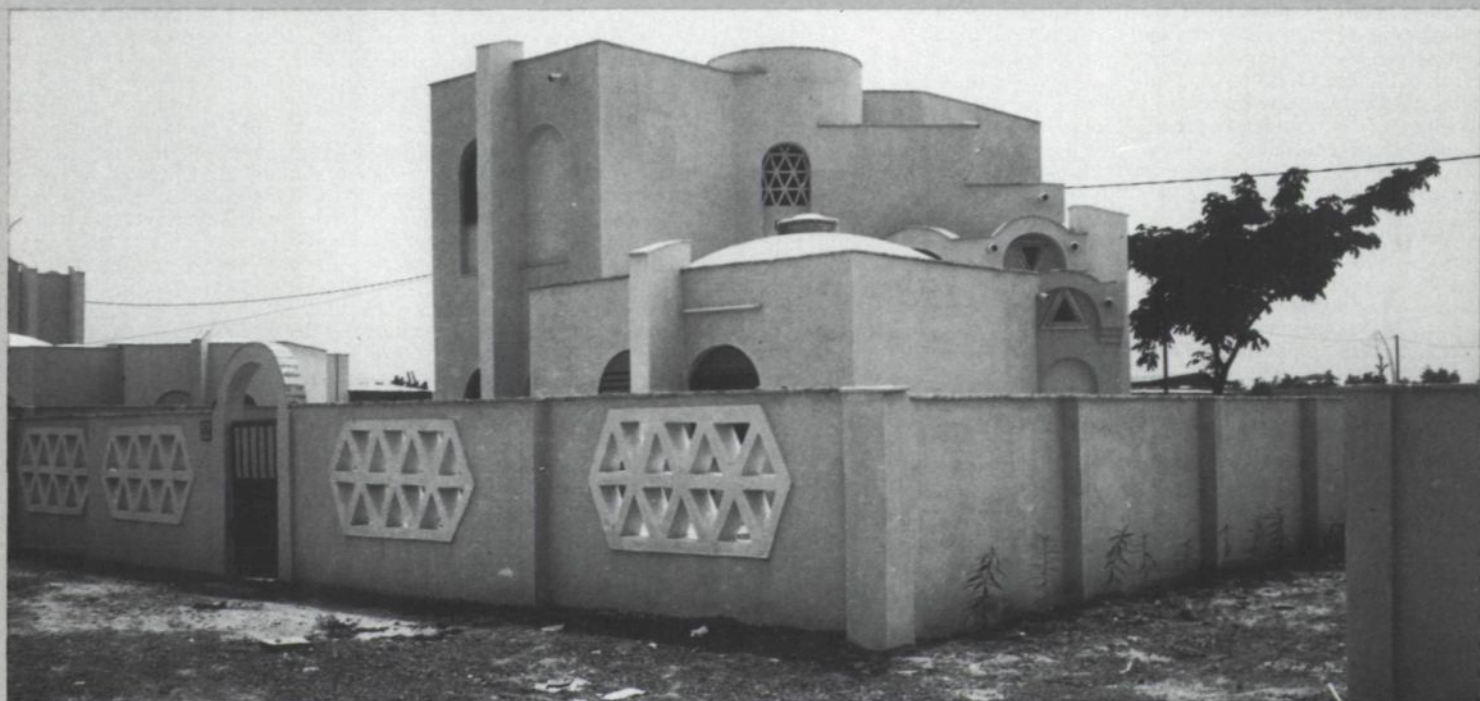


Blick in den Gang, der durch eine kleine Kuppel mit Oberlicht Licht erhält

in diesen Breiten sonst nur mittels (nur für Privilegierte erschwinglicher) Klimaanlage erzeugen. Die Architektur produziert es hier zum Nulltarif. Gegenüber den traditionellen Lehmbauten mit ihren oft völlig unbelichteten Räumen, fallen die „relativ“ größeren, durch Ziegeldreiecke ausgefachten Fensteröffnungen auf, die tagsüber nur gebrochenes Licht durchlassen. Die Räume werden dadurch in ein weiches, indirektes Licht getaucht, ein überaus angenehmer Kontrast zur erbarmungslosen Sonne draußen. Auch bewirken die größeren Öffnungen, deren Licht- und Luftdurchlässigkeit von innen zusätzlich noch durch Blechlamellen-Jalousien beeinflusst werden kann, daß die tagsüber geringfügig aufgeheizten Räume des Nachts ihre Wärme durch Umluft wieder loswerden. Das scheint so perfekt zu klappen, daß eine Afrikanerin ihr Haus allen Ernstes als zu kühl beschrieb – für einen Europäer hier ein aberwitziger Gedanke.

Die Bewohner sind ausgesprochen stolz auf ihre „experimentellen“ Häuser, die großen Wohnräume mit der gemauerten Kuppel stellen ideale Plätze für das familiäre „Palaver“ dar. Bei 500 FF (etwa 170,-DM) Miete war die Nachfrage weit größer als das Angebot. ADAUA, schattige Oase in West-Afrikas Architekturwüste.

Hans-Jürgen Serwe



Außenansicht eines zweigeschossigen Wohnhauses

Terry Winograd and Fernando Flores: *Understanding Computers and Cognition: A New Foundation for Design*. (Ablex Publishing Corporation, Norwood N.J., 1986)

Das Feld der Entwurfstheorie ist dürr wie eine Wüste. Es gibt wenig Orientierungshilfen. Die Zahl der Veröffentlichungen, die für eine Designtheorie als relevant angesehen werden können, schrumpft auf eine Handspanne auf einem Bücherregal zusammen. Diese Tatsache sollte Anlaß zum Nachdenken liefern: denn Entwerfen ist eine der grundlegenden Weisen des menschlichen Weltverhältnisses, ähnlich der Sprache.

Die Verfasser des Buches haben dieses trostlose Panorama geändert. Terry Winograd ist Computerspezialist, der sich vor allem mit dem Thema der künstlichen Intelligenz (maschinelle Übersetzung) befaßt und im Forschungszentrum der XEROX in Palo Alto arbeitet. Fernando Flores hatte den Posten des Wirtschaftsministers und Finanzministers in der Regierung von Salvador Allende inne und leitet zur Zeit ein Team von Spezialisten für die Entwicklung von Software für Management- und Planungstätigkeiten (Action Technologies in San Francisco).

Winograd und Flores formulieren in den Kern der Sache vordringende Fragen über die Computertechnologie, das Wesen der Sprache und des Erkennens, die künstliche Intelligenz, das Management, die Planung – und das Entwerfen (design). Sie öffnen radikal neue Perspektiven für das Entwerfen (Gestalten) als einer ontologischen Grundausstattung des Menschen – Entwerfen, das sich in eine Reihe von Disziplinen gliedert wie Architektur, Industriedesign, Graphikdesign, Stadtplanung, Systemkonstruktion (systems engineering). Mit anderen Worten: die Autoren setzen tief an auf einer Ebene, von der aus eine allgemeine Designtheorie in Zukunft entfaltet werden könnte. Oftmals werden die angeschnittenen Probleme aufgelöst, statt gelöst.

Wie jeder neue Ansatz eine Überprüfung und Kritik vorherrschender Gedanken verlangt, so nehmen Winograd und Flores insbesondere die in den 60er Jahren verbreitete Tendenz ins Kreuzfeuer. Entwurf und Gestaltung als einen entscheidungstheoretisch untermauerten Prozeß des Problemlösens zu interpretieren. Ingleichen hinterfragen sie die Popularikonographie des Computers als eines humanoiden Wesens, das „denkt“, und rücken gegen die rationalistische Tradition zu Felde, derzufolge Sprache als ein Zeichensystem verstanden wird, dessen zu Strukturen geordnete Zeichenkomplexe Sachverhalte und Gegenstände in der Welt darstellen (das sogenannte Korrespondenzaxiom). Hingegen wäre es verfehlt, diesen Ansatz mit romantischer gegen das Projekt der Moderne gerichteter Zivilisations- und Technologiekritik verstehen zu wollen. Im Gegenteil, die Autoren bekräftigen wiederholt das Motiv ihres Vorhabens, eine neue Basis der Rationalität freizulegen, auf der Verstand und Vernunft miteinander versöhnt wären.

Auf den ersten Blick mag es befremden, daß ein Buch, in dem phi-

losophische Fragen der Erkenntnistheorie, der Sprechakte, der Semantik, der Wahrnehmungstheorie, der Hermeneutik, der Ontologie und der künstlichen Intelligenz erörtert werden, dem Design (= Entwurf) einen derartig hohen Stellenwert einräumt. Doch das folgende Zitat erhellt das Argument für dieses Vorgehen:

„Um die mit einer neuen Technologie verknüpften Phänomene zu begreifen, müssen wir die Frage nach der Gestaltung (Entwurf, Design) stellen – der Interaktion zwischen Verstehen und Schaffen... Wir gehen die umfassendere Frage an, wie eine Gesellschaft Erfindungen hervorbringt, die ihrerseits auf diese Gesellschaft einwirken. Wir müssen eine theoretische Basis erstellen, um zu sehen, was die Artefakte leisten, und nicht einfach, wie sie funktionieren.“ (4)

Im Entwerfen, im Gestalten verklammert sich kontemplatives Denken (Verstehen) mit innovativem Handeln. Während sich technische Beschreibungen neuer Technologien (Werkzeuge) darauf beschränken, die operationellen Eigenschaften dieser Objekte aufzulisten, und diese Objekte vom Benutzer, seinen Bedürfnissen und Interessen abzukoppeln, fragt eine tieferreichende Betrachtungsweise: was tun die Leute mit diesen Objekten? Was könnten sie mit diesen Objekten tun?

„Wir rühren an die Grundfragen des Entwurfs (design) mit der Erkenntnis, daß der Entwurf von Werkzeugen zugleich den Entwurf von Seinsweisen beinhaltet.“ (XI)

Dieser Satz enthüllt den Grund dafür, das Entwerfen als eine ontologische Kategorie zu betrachten. Denn mittels der Objekte tritt der Mensch nicht nur in ein Verhältnis zur Welt, sondern konstituiert Welt. Werkzeuge im umfassenden Sinne sind nicht auf ihren operationellen Charakter als Mittel zu einem Zweck zu beschränken, sondern als konstitutives Mittel zu betrachten, ähnlich der Sprache.

„Nach unserer Ansicht ist Sprache ... nicht nur ein reflektierendes Medium, sondern konstitutives Medium. Unsere Lebenswelt, an der wir mit anderen teilhaben, erschaffen wir und verleihen ihr Sinn... Um es mit einer auf die Spitze getriebenen Formulierung zu sagen: wir entwerfen uns (und die gesellschaftlichen und technischen Netzwerke, innerhalb derer unser Leben Sinn erfährt) in der Sprache.“ (78)

Dem Selbstverständnis von Entwerfern mag diese Verknüpfung von Sprache und Gestaltung ungeohnt anmuten, insofern ihre Kompetenz im Umgang mit nicht-diskursiven Codes liegt, vorzugsweise Zeichnungen, und weniger mit diskursiven Codes (Sprache, mathematische Kalküle). Doch nicht darum geht es: denn Sprache ist nicht ein Codierungssystem für eine objektiv verbürgte Wirklichkeit, sondern eine Art und Weise, Verpflichtungen einzugehen (engage in commitments).

Die Sprachtheorie als eine Theorie kommissiver Handlungsbereitschaft gründete sich auf die Arbeiten von John Searle, der eine auf „commitments“ zentrierte Sprechakttheorie entwickelt hat, – „commitments“ als die Bereitschaft des Sprechers zu Handlungen, die zur Erfüllung von akzeptierten Aufla-



CAD-JOURNAL 8

Grundlagen einer Entwurfstheorie

Buchbesprechung

gen führen. Searle unterscheidet zwischen zwei Arten von Welt/Wort-Passung (matching): Anpassung der Welt an das Wort und Anpassung des Wortes an die Welt. Beim Entwerfen bewegen wir uns im Bereich des „world-to-word match“, d.h. Entwerfen heißt einen Verpflichtungszusammenhang eingehen derart, daß die Welt unseren Intentionen entspricht. Ein anderer zentraler Begriff in der Designtheorie von Winograd und Flores ist „Bruch“ (aus der Heideggerischen Ontologie) (im Amerikanischen mit „breakdown“ übersetzt). Brüche sind eine notwendige Begleiterscheinung von Entwürfen, nicht etwa wegen des Mangels an Kompetenz des Entwerfers, sondern wegen der Natur des Entwurfsprozesses.

„Ein Bruch ist nicht eine negative Situation, der man aus dem Weg gehen müßte, sondern die Lage Nicht-Selbstverständlichen. In ihr führt das Bewußtwerden eines Mangels dazu, Aspekte des Netzwerks der von uns gerade benutzten Werkzeuge freizugeben. Ein Bruch enthüllt das Gewebe der für die Erfüllung der Aufgabe notwendigen Beziehungen. Daraus folgt eine klare Zielvorgabe für das Entwerfen: die Formen von Brüchen zu antizipieren und einen Raum von Handlungsmöglichkeiten zu erschließen für den Fall, daß sie sich ereignen.“ (165)

Bruch im Sinne von Unterbrechung des Flusses von Selbstverständlichkeiten wird nicht als ein mit negativen Vorstellungen belasteter Begriff genommen. Der Akt des Entwerfens ist mit der unausweichlichen Möglichkeit des Bruches verknüpft. Entwurfskompetenz zeigt sich also nicht nur an der Fähigkeit, sich Werkzeuge vorstellen zu können, die funktionieren (Gebrauchsgegenstände, Maschinen, visuelle Informationen, organisatorische Netzwerke), sondern vor allem an dem Vermögen, sich Situationen ausdenken zu können, in denen sie versagen – und entsprechende Möglichkeiten effektiver Handlungsalternativen vorzusehen.

Beim Aufbau einer allgemeinen theoretischen Grundlage der Gestaltung greifen Winograd und Flores auf eine Reihe von wissenschaftlichen und philosophischen Diskurswelten zurück, und zwar:

- Heideggers Philosophie der Geworfenheit als eine Grundbedingung des Daseins;
- die von dem chilenischen Neurophysiologen Humberto Maturana vorgetragene These, daß Bedeutung und „Welt“ sich nur aus den sorgenden Tätigkeiten der Person ergeben, und daß die oftmals unausgesprochenen Hypothesen der Abbildungs- und Repräsentationstheorie, wie sie in weiten Krei-

sen der Computerwissenschaften, der Sprach- und Wahrnehmungstheorie, sowie der Lerntheorie die fachlichen Erörterungen bestimmt, unhaltbar sind;

- die Beiträge zur Hermeneutik (Gadamer) und Universalpragmatik (Habermas);
- die Sprechakttheorie von Austin und Searle;

- die kritische Sichtung der Forschungsziele im Bereich der künstlichen Intelligenz und der Computerwissenschaften.

Die Autoren gehen insbesondere auf das anspruchsvolle von der japanischen Regierung geförderte Programm der Entwicklung von Computern der 5. Generation ein und weisen auf, daß die theoretischen Voraussetzungen dieses Vorhabens sowie der maschinellen Übersetzung äußerst brüchig sind. Computer als zeichenverarbeitende Geräte können eine wichtige Rolle in der sprachlichen Kommunikation spielen, jedoch sind sie vom eigentlichen Sprachgebrauch ausgeschlossen: Computer verfügen nicht über die Fähigkeit, kommissive Handlungen auszuüben. Das hat weitreichende Folgen für die Einschätzung der realen Möglichkeiten des CAD/CAM, dem gegenüber sich Entwerfer verunsichert fühlen können.

Für Entwerfer gleichwelcher Fachrichtung dürfte dieses Buch eine reiche Quelle von Anregungen bieten, um die Frage zu erhellen: was tun wir, wenn wir entwerfen? Die konstitutive Blindheit der Entwurfspraxis kann eingeschränkt werden auf diesen Grundlagen der Gestaltung.

Gui Bonsiepe

Bildschirmtext-System für Architekten und Planer

Die Fa. Heinze GmbH in Celle, Deutschlands größter Lieferant, oder besser: Vermittler von Bauproduktinformationen, bietet ihr know-how jetzt auch über Bildschirmtext an. Den neuen Dienst, der heute freilich erst wenige Btx-Empfänger unter den Architekturbüros erreicht, aber an Bedeutung gewinnen wird, startete die Fa. Heinze zur Constructa '86 in Hannover.

Das neue Btx-System umfaßt bereits jetzt 10.000 Schlagworte, die man wie bei einer Schreibmaschine eintippt, um sofort die Produktbeschreibungen dafür zu erhalten. Jedes Produkt wird auf einer Btx-Seite in Kurzform beschrieben. Damit gerät die Information zwar notwendigerweise sehr viel kürzer als in der von Heinze gedruckten „DEUTSCHEN BAU-DOKUMENTATION“, dafür kann sie jedoch praktisch täglich aktualisiert werden. Darüber hinaus kann der Nutzer über das Bildschirmtext-System umgehend weitere ausführliche Informationen anfordern.

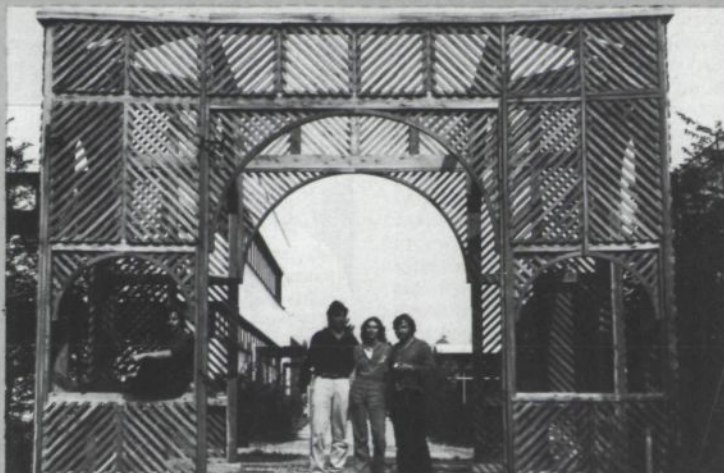
Kunstbauwerk in Oldenburg

Ein Nachtrag zu 82 ARCH⁺, „Gut Holz!“

Noch fehlt das Pflanzenkleid, das erst die Idee des Ganzen veranschaulichen kann. Harmonie im Verhältnis Mensch-Natur – das ist das Thema eines Bauwerks auf dem Gelände der Fachhochschule Oldenburg an der Ofener Straße, das im Zusammenhang mit dem schon seit längerem fertiggestellten Mensa-Neubau der Hochschule errichtet worden ist. Der Entwurf von Kukkei/Strecker – den Architekten der neuen Amalienbrücke – sucht die Forderung nach einem Einklang der von Menschen vorgenommenen Naturveränderung mit den Lebensgesetzen der Natur auszudrücken. Er sucht den Prozeß des Austausches zwischen Mensch und Natur auf eine konstruktive Pointe hin zu fixieren. Die Zimmermannskonstruktion aus Lärche und Eiche ist gedacht als Träger einer Pflanzenhülle aus unterschiedlichen Arten. Es soll gleichsam zu einer Durchdringung von Konstruktion und Vegetation im Ablauf der Jahreszeiten kommen. Die kleinteilige Holzkonstruktion – noch ist eben keine Bepflanzung da – mit ihren Rundbögen nimmt Stilelemente des Fachhochschul-Altbaus und der älteren Häuser an der Ofener Straße auf.

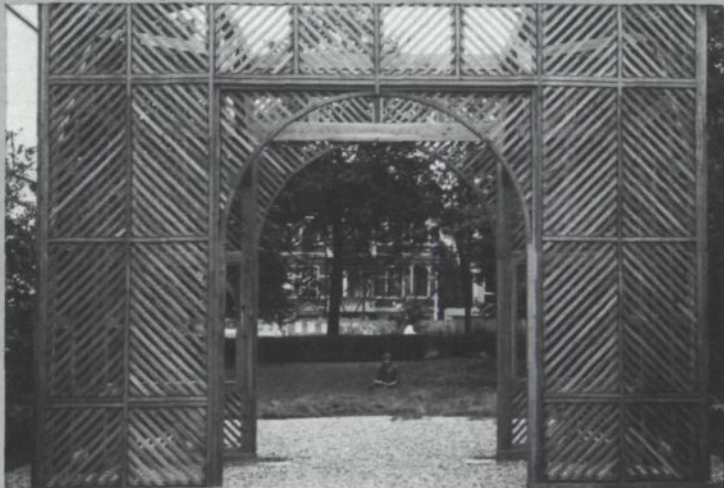
Sie sucht den Kontrast zwischen dem gegliederten Eingangsbereich der Hochschule und dem zurückliegenden massigen Betonbau der neuen Mensa zu mildern. Ihr Tor-Charakter unterstreicht die Weg-Beziehung Ofener Straße/Botanischer Garten. Die Anlage kostet rund 28.000 DM.

Der Schattenbote des Lichtes



Mensch und Bauwerk – die Erbauer.

Die Gesamtwertung besteht in den Überschreitungen und Interferenzen.



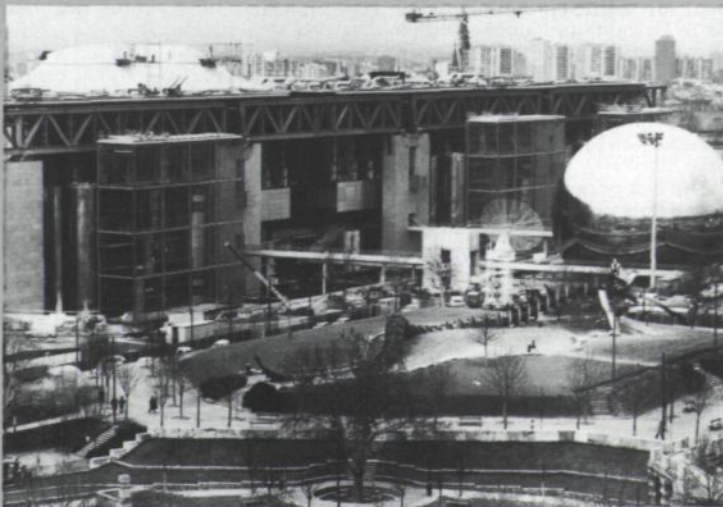
Feine Nadelstreifen – Material und Ornament.

Die „Cité des Sciences et de l'Industrie“

Seit dem 19. Jahrhundert befand sich an dieser Stelle der Pariser Schlachthof. Zu Beginn der 70er Jahre sollte er in bekannter französischer Zentralisierungsmanie zum zentralen Schlachthof für ganz Frankreich ausgebaut werden. Eine riesige neue Viehverkaufshalle von 270 m Länge und 110 m Breite entstand. Sie wurde jedoch nie in dieser Funktion genutzt, denn das Schlachthofprojekt wurde fallengelassen. Neue Nutzungen wurden gesucht und gefunden: die Viehverkaufshalle sollte in ein Museum für Wissenschaft und Technik umgewandelt werden. Mit dem Architektenwettbewerb 1980 nahm diese Idee erste Gestalt an. Am 14. März fand die feierliche Eröffnung statt. Die Rede ist von der „Cité des Sciences et de l'Industrie de la Villette“, dem neuen französischen Techniktempel im Nordosten der Stadt Paris. Nähert man sich von der Porte de Pantin und durchquert den zukünftigen „Parc Urbain de la Villette“, fällt der Blick sofort auf die Géode – eine glänzende Metallhalbkugel, die das Kino der „Cité“ beherbergt. Dahinter wird die Südseite der ehemaligen Viehverkaufshalle sichtbar, die nichts mehr von der ursprünglichen Funktion ahnen läßt. Adrien Fainsilber, erster Preisträger des 80er Wettbewerbs, hat hier ein beachtenswertes Beispiel moderner Architektur entworfen. Die kräftige und schlichte Linienführung des sichtbargelassenen Konstruktionssystems – weitspannende Stahlträger auf Stahlbetonstützen – geben der Südfassade

eine großzügige, klare Gliederung. Die Strenge dieses Rasters wird durch die Ausgestaltung der Felder zwischen den Stützen gemildert. Der Architekt hatte die bemerkenswerte Idee, drei Felder mit gebäudehohen Gewächshäusern auszufüllen. Das vierte ist als große Öffnung gestaltet, die im Erdgeschoß die zentrale Empfangshalle zuführt und von den Obergeschossen durch glasverhangene Überbauung abgedeckt wird. Die Verglasung gibt dem Gebäude trotz seiner Abmessungen Leichtigkeit und Transparenz. (Tatsächlich ist es auch möglich, von außen einen Teil der Innenausstattung zu sehen.)

Cité des Sciennes



Im Gegensatz zur Südfassade, die zum Park zeigt und die Repräsentationsseite bildet, ist die Nordfassade ebenso wie die beiden Seitenfassaden wesentlich schlichter gehalten. Hier vermittelt die klare Gliederung einen strengen und eher verschlossenen Eindruck. Die Fassade ist im oberen Bereich vollständig durch Metallplatten verkleidet. Die Erdgeschoßzone ist verglast. Die beiden unterschiedlichen Materialien werden durch eine Außengalerie getrennt, über die die beiden großen Terrassen der West- und Ostseite verbunden werden. Im Wassergraben, der die „Cité“ und die „Géode“ umschließt, werden die Gebäude noch einmal

reflektiert.

Die Baukosten der Cité einschließlich der Géode werden etwa 4,5 Milliarden Francs (ca. 1,5 Milliarden DM) betragen. Die laufenden Kosten werden auf 800 Millionen Francs (ca. 234 Millionen DM) pro Jahr geschätzt. Dieser finanzielle Aufwand wird nicht nur betrieben, um in der Stadt Paris einen weiteren Anziehungspunkt für den internationalen Tourismus zu schaffen – was die „Cité“ sicherlich nach dem Willen ihrer Schöpfer auch sein soll, denn vorsorglich werden die Informationsbroschüren und -cassetten in sechzehn Sprachen angeboten und die 86 Animateure der „Cité“ müssen mindestens eine Fremdsprache sprechen.

Die „Cité des Sciences et de l'Industrie“ muß in erster Linie verstanden werden als eine Art moderne Schule für Kinder und Erwachsene mit zwei Unterrichtsfächern: Naturwissenschaft und Technik.

Eine Reihe von verschiedenen Ausstellungen wird geboten: die ständige Ausstellung „Explora“ (von explorer = erforschen), die die vier Abteilungen „Von der Erde zum Universum“, „Das Abenteuer Leben“, „Mensch und Materie“, „Sprache und Kommunikation“ umfaßt, wechselnde Sonderausstellungen, das „Haus der Industrie“, wo sich die französische Industrie präsentiert, die zukünftige Industrieausstellungsfläche mit wechselnden Ausstellungen, das „Inventarium“ für Kinder im Alter von 3 bis 12 Jahren. Hier soll der

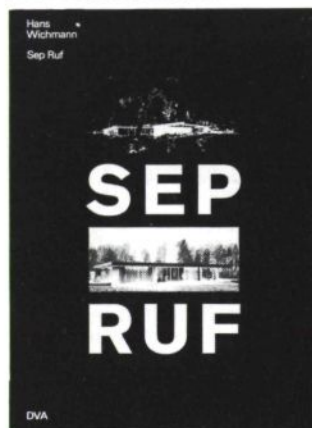
Architektur und Baugewerbe aus der Deutschen Verlags-Anstalt

Die Möbelkunst französischer Designer



Alastair Duncan
Art Deco
Die Möbelkunst der französischen Designer
Aus dem Englischen übertragen von Grete und Karl-Eberhardt Felten, Constanze Buchbinder
192 Seiten mit 312 Abbildungen, davon 68 in Farbe
Geb. mit Schutzumschlag und Schuber, DM 125,-

Modernes Bauen in Deutschland



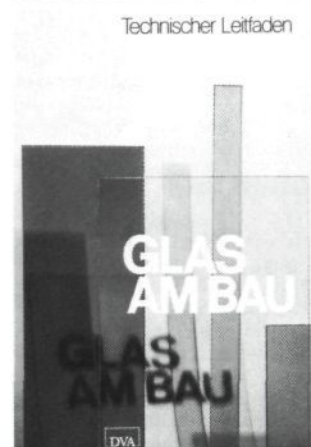
Hans Wichmann
Sep Ruf
Bauten und Projekte
Mit Beiträgen von Aloys Goergen, Florian Hufnagel und Kurt Schneider
240 Seiten
mit 321 Abbildungen
Geb. mit Schutzumschlag
DM 68,-

Die Architektur der Nachkriegszeit



Mathias Schreiber
Deutsche Architektur nach 1945
Vierzig Jahre Moderne in der Bundesrepublik
Mit Beiträgen von Peter M. Bode, Tilmann Buddensieg, Falk Jaeger, Vittorio Magnago Lampugnani, Clara Menck, Dirk Meyhöfer, Wolfgang Pehnt, Helene Rahms, Hans Peter Riese, Eberhard Schulz, Klaus Sembach, Thomas Sperling, Adolf Max Vogt, Frank Werner, Monika Zimmermann
144 Seiten
mit 63 Abbildungen
Geb. mit Schutzumschlag
DM 68,-

Glas, Inbegriff moderner Architektur



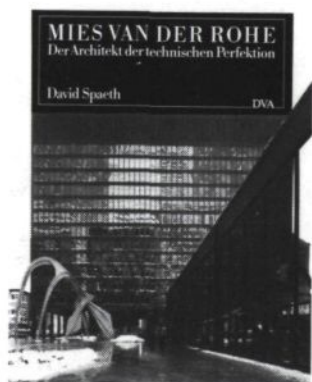
Dieter Balkow/
Klaus von Bock/
Heinz W. Krewinkel/
Robert Rinkens
Glas am Bau
188 Seiten mit 378 Abbildungen, davon 65 in Farbe
Paperback, DM 78,-

Kühne Entwürfe und Formenreichtum



Wim de Wit
Expressionismus in Holland
Die Architektur der Amsterdamer Schule
Mit Beiträgen von Helen Searing, Maristella Casciato, Petra Timmer und Karin Gaillard
Aus dem Amerikanischen übertragen von Nora von Mühlendahl-Krehl
176 Seiten mit 178 Abbildungen, davon 11 in Farbe
Geb. mit Schutzumschlag
DM 78,-

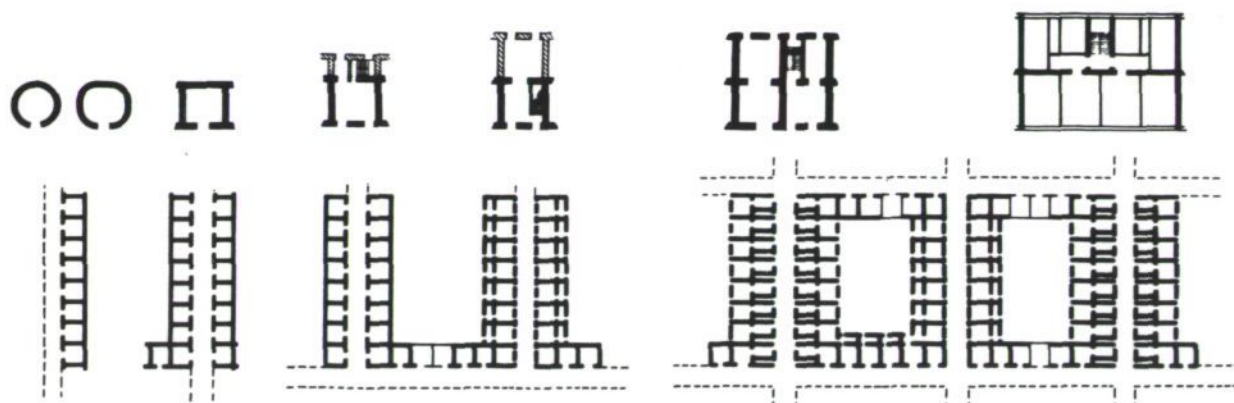
Die Würdigung eines großen Architekten



David Spaeth
Mies van der Rohe
Der Architekt der technischen Perfektion
Aus dem Amerikanischen übertragen von Antje Pehnt
184 Seiten
mit 235 Abbildungen
Geb. mit Schutzumschlag und Schuber, DM 84,-

DVA

Deutsche Verlags-Anstalt



TYOLOGIE UND POPULISMUS

Der typologische Boom ist im Grunde vorüber. Gerade deshalb jetzt dieses Heft: Es will darauf hinweisen, daß in der inzwischen immer deutlicher an ihre Grenzen gelangenden Manier des Entwerfens mittels eines auf Würfelform gebrachten historischen Formensortiments am Kern der Sache erfolgreich vorbeigeredet worden ist. Dem soll hier eine doppelte Fragestellung entgegengesetzt werden: 1. Mit welcher Vergangenheit konfrontiert das Thema Typologie? und 2. Was am typologischen Ansatz ist für die Zukunft und für die konkrete Arbeit auf den unterschiedlichen Ebenen des Planungsfeldes Stadt brauchbar?

Man erwarte also keinen Reader. Statt der Darstellung der Bandbreite alles dessen, was sich unterm Titel Typus/Typologie heute zur Not zusammenbringen ließe, soll es umgekehrt um den Versuch einer Polarisierung gehen, der in dem Nebelfeld des heutigen Sprachgebrauchs die politischen und historischen Linien überhaupt erkennbar werden läßt. Die vielen Berufungen auf den Typus oder die typologische Methode – auf welche Seite gehören sie: die der Typisierungen, des Denkens in Typenserien und typisierten Abwicklungen und Abwandlungen; oder auf die der historischen Stadtgestalt, der regionalen Typen, der sozialen Gebrauchsform? Und was bedeutet es, wenn heute Kurzschlüsse dominieren: ein Angebot historischer Gestalt, das in einer Technik serieller Typen abgewickelt wird, vor dessen Mechanik es vielleicht sogar die Typisierungsheroen der 20er Jahre (May, Wagner) geграust hätte? Hier wäre also eine ganze Geschichte des Problems zu rekonstruieren. Das kann aber nicht Sache eines Zeitschriftenschwerpunktes sein. Ausgangspunkt hier ist ein – entscheidender – Teilstrang: die deutsche Typologieforschung von 1933 bis 1945, konzentriert in der Person Werner Lindners (es wäre, um die Fäden zur – in anderen historischen Bedingungen eingebetteten – Fragestellung Muratoris, natürlich auch sinnvoll gewesen, auf den wirtschaftsgeographischen Ansatz Walter Christallers abzuheben, auch da also nur ein Teilstrang). Insofern gehört dieses Heft in eine Reihe mit dem über Steffann und dem anderen über Kückelhaus: Aufarbeitung mörderisch entgleister deutscher Ansätze, um heute einen besseren Gebrauch wenigstens nicht zu blockieren, viel lieber aber noch wieder denkbar werden zu lassen.

Der Hefttitel – Typologie und Populismus – weist darüberhinaus nicht nur auf die Geschichte des Faschismus hin, sondern weit genauer auf ein Stück Klassengeschichte. Typologie ist nichts Neutrales, sondern hat ihren unvermeidlichen sozialen Ort. Zwischen den historischen Polen einer die jeweils Herrschenden beglückenden Gestaltarchitektur und einer konkurrierenden Geschichte staatlicher, aufklärerischer Typisierungen, die die moderne Unterschiedlosigkeit und Unsichtbarkeit des Gebauten zu ihrem Endergebnis hatte, war und ist die Typologie eine Theorie „kleiner Architektur“, (architettura minore) für kleine Leute der kleinen Unterschiede, des Selbstgemachten, der unmöglichen Vermischungen. Das ist von vornherein eine Verliererpartei, und deshalb gehört der „mittelständische Sozialismus“ innerhalb des NS ebenso hierher wie der „zentrische“ Populismus im Nachkriegsitalien. Viel Gegenwart hat diese Position nicht, und deswegen haben alle Kritiker der (wirklichen) Typologie immer schon im vornherein recht.

Aber es ist sicherlich auch nicht der einzige Gesichtspunkt, die Dinge darauf zu befragen, ob sie hier und heute als neue Entwurfsästhetik brauchbar sind. Nachdem die Typologie allenthalben historisch verloren hat: in Deutschland aufgrund von Beteiligung am Morden bis zum bitteren Ende und darüber hinaus, in Italien durch kapitalistische Zerstörung der Volkskultur, auf der die Typologie aufbauen wollte, in England und Dänemark politisch, als Teil der immer weiter in die Defensive geratenen Arbeiterbewegung, wird es inzwischen höchste Zeit, die in ihr enthaltenen gesellschaftlichen Potenzen zu retten.

Der Ansatzpunkt dazu ist die endgültige Fragmentierung der Auftraggeber, Arbeitsfelder und Abnehmerästhetiken von Architektur. Der Bereich, in dem typologische Methoden sich überhaupt erst heute als unverzichtbar aufdrängen, läßt sich in zwei unterschiedliche Richtungen präzisieren. Die eine ist der Umgang mit der historischen Bausubstanz. Hier wird allgemeiner Einschätzung nach auf lange Sicht wieder der Schwerpunkt baulicher Investitionen liegen. Diese Bausubstanz, insbesondere die der Industriezentren des 19. Jahrhunderts, ist aber mit den vorhandenen Instrumentarien nicht zu greifen: man guckt an ihm gleicherweise ignorant vorbei, wenn man ihn sozialdemokratisch nur als mietpolitische Masse behandelt und wahlweise abreißen oder erhalten will, oder wenn man ihn neokonservativ als Gesamtkunstwerk begreift und mit denkmalpflegerischen Mitteln als städtisches oder dörfliches make-up wiederherstellen will. Die methodische Ebene, um mit guter architektonischer Massenware ohne Individualitätsanspruch als den, den das alltägliche Leben im Laufe der Jahrzehnte so mit sich bringt, umzugehen, fehlt. Aber eben das ist das Thema der Typologie. Der Widerstand gegen dieses Thema in Sanierungs- wie Denkmalpflegekreisen ist allerdings erbittert, und das legt wiederum nahe, nach den Ursachen in der jüngeren deutschen Geschichte zu fragen. Vielleicht ist dann auch einiges an der ungeheuren Begriffsstutzigkeit von Altbauarchitekten ihrem eigenen Gegenstand gegenüber erklärbar und vielleicht sogar aufhebbar.

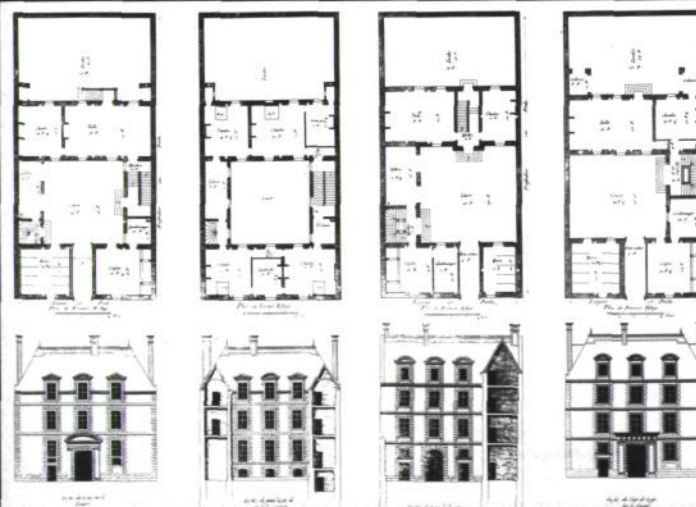
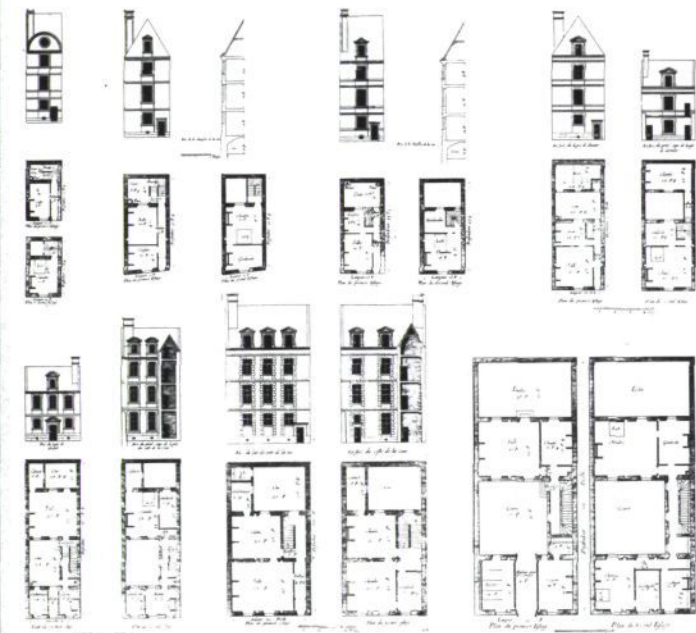
Die andere Richtung ist der neue Siedlungsbau: genossenschaftlich errichtete Kleinsiedlungen mit wechselhaft politischem, ästhetischem oder ökologischem Anspruch, auf der Suche nach einer Hausform. Hier hat sich eine Art „Genossenschaftsstil“ herausgebildet, der, weitgehend an skandinavische Vorbilder und gestalterische Sehnsüchte der deutschen zwanziger Jahre gerade kleinbürgersozialistischer Herkunft angelehnt, ziemlich genau seinen Zweck zur Anschauung bringt und deshalb durch keine Staatsbauästhetik oder Ideologiekritik aus der Welt zu drängen sein dürfte. Hier ist die Typologie also bereits tätig geworden, und sie müßte noch viel energischer als Methode in Tätigkeit gesetzt werden, wenn es nicht einfach mehr um Wohnen in Stadtrandlagen oder Dörfern geht, sondern um großstädtische Dimensionen und um Themen jenseits des bloßen Wohnens, z. B. der Mischung von Wohnung und Gewerbe; auch ein überkommenes und auf die Verliererseite geratenes Kleinbürgerthema, dem der gewisse Zukunftsgeruch nicht ganz abzusprechen ist.

D.H.-A., L.S.

Le Muet war gut 30 Jahre alt, als er 1623 ein Buch der Öffentlichkeit übergab, das den Titel trug: „Manière de Bastir Pour toutes sortes de personnes“. Darin wird ein Thema der „architectura civile“ behandelt, das zwar allenthalben praktiziert wurde, aber bis dahin kaum jemandem würdig genug erschienen wäre, auch dargestellt zu werden: Eine exemplarische Typologie der Pariser Stadthäuser um 1600. Le Muet beginnt mit dem sozialen Minimum von 2 Klaftern (12 Pariser Fuß = 3,9m) Grundstücksbreite und steigert das soziale Vermögen in 13 wohlüberlegten Schritten auf eine fast 17 Klafter (101 Pariser Fuß = 33m) breite Schauwand. Für einige Bauten wurden mehrere, für eine Breite von 9 1/2 Klaftern (57 Pariser Fuß = 18,5m) gar fünf verschiedene Lösungen mit sämtlichen Grundrissen, Schnitten und Ansichten vorgestellt.

Mit dieser sinnfälligen Methode entsprach er einem weiteren Publikum, das immer weniger spekulative Erörterungen der Architektur-Ideale wünschte, als vielmehr nach einer einleuchtenden Darlegung der Bau-Typen verlangte. – Serlio (Das tatsächliche VI. Buch – Mailand 1967 ed. Rosci, New York 1978 ed. Rosenfeld) und DuCerceau (Les trois Livres 1559, Reprint Gregg 1965) hatten etwa 70 Jahre früher Ähnliches versucht, doch erkannten beide nicht die Möglichkeiten, die sich aus einer Typologie der „architectura minore“ ergeben. Le Muets' Traktat wurde zweimal neu aufgelegt (1647, 1681, Reprint 1972 Gregg). Wie vorzüglich seine Typologie angelegt war, zeigt deren volle und subtile Entfaltung in einem Buch über Distributionen, das 1728 und 1764 bei Jombert in Paris erschien.

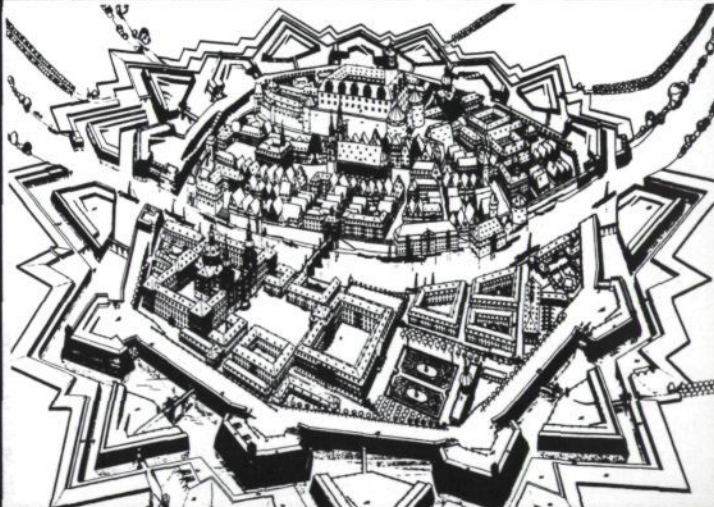
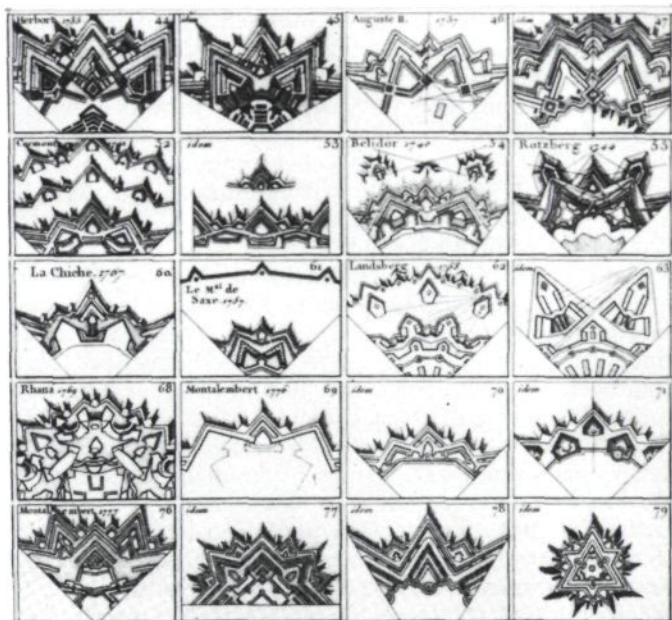
architectura civilis



Die „Neu-Zeit“ bescherte der Welt von Nordindien über Persien und der Pforte bis nach Europa hin eine fatale Neuerung: Die Artillerie und mit ihr die weit ausgreifenden Militärdespotten. Von nun an wurde die Vorstellung eines festen und stabilen Ortes von gewaltigen Ringbauten abhängig, die sich zwingend aus der Beachtung ballistischer Funktionen ergaben. Die Folge war, daß der Ort bald nichts mehr mit seiner Einfriedung gemein hatte; weder den Maßstab noch die Formen, weder die Konstruktionen noch die Materialien, weder die Organisation der Arbeiten noch die der Besatzung. Deshalb begann man bald die „architectura civile“ von der „architectura militaris“ zu unterscheiden. Das brachte zumindest den einen wichtigen Vorteil mit sich, daß es, wo nicht unmöglich, so doch lächerlich wurde, zivile Modernität durch die Übernahme fortifikatorischer Formen vorzutauschen. – Da die Funk-

tionen, die sich aus der Beachtung der Ballistik ergeben, ebenso einfach wie weitreichend sind, lassen sie sich erfolgreich mit den hochidealisierten Verfahren der Mathematik und Geometrie nicht nur einzeln, sondern auch insgesamt so beschreiben, daß nur eine vergleichsweise geringe Anzahl von „typischen Manieren“ möglich erscheint. Diese Herausforderung der ingeniosen Intelligenz, dazu die gewaltigen Ausmaße, die erhoffte Nähe zur Macht und zuletzt die Ruhmsucht führten zu einer Typologiefutur, die sich, zu einem wahren „Schauplatz der Manieren“. Mal stellte einer seine eigene „Manier“ vor, mal führte er sie gegen andere in's Feld, mal wurden synoptische Beschreibungen, mal didaktische Abfolgen gegeben. Dieser typologische Spuk der befestigten Orte verlor sich schließlich in dem weit gefährlicheren Wahn der militärischen Geschwindigkeit.

architectura militaris



..... Die Gebäude, welche die Menschen errichten, sind sehr verschieden, je nachdem, ob sie von Seßhaften oder Umherziehenden errichtet werden. Die Hirten, die ihren Herden, die Arbeiter, die ihrer Fron folgen – die Jäger, die ihrem Wild, die Abenteuerer und Urlauber, die ihrem Glücke nachjagen – die Räuber, Eroberer und Soldaten, die ihre Opfer, die Entdecker und Erfinder, die ihre Vorstellungen verfolgen – die Wanderprediger und Revolutionäre, die eine bessere Welt erschauen – sie alle zeigen ihren Rücken über dessen Schultern die unklaren Hoffnungen fortschreiten und verschwimmen. Währenddessen errichten